Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Die nominierten Beiträge 2017

Theodor-Wolff-Preis

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2017

Berlin 2017

Vorwort

Sie gehören zu den besten Texten des Jahres, zu den besten, die in deutschen Zeitungen 2016 veröffentlicht wurden. Anspruchsvolle Themen, intensiv recherchiert, herausragend geschrieben. Sie haben den Weg durch die Vorrunden bis in das Finale für den Theodor-Wolff-Preis 2017, der renommiertesten Auszeichnung in der Zeitungsbranche, geschafft. Zwölf von 382 eingereichten Artikeln wurden nominiert und sind in dieser Broschüre veröffentlicht. Jeweils drei in den Kategorien Reportage, Meinung, Lokales und Thema des Jahres (»Populismus«).

Die allesamt preiswürdigen Reportagen, Kommentare, Essays zeigen, dass in den deutschen Zeitungsredaktionen viel Raum für hohe Qualität ist. Dass Meinungsstärke, gründliche Recherche und überlegte Formulierungen einen hohen Stellenwert haben – trotz, oder vielleicht auch wegen – der schnell getakteten Nachrichtenversorgung auf allen digitalen Kanälen. Zu der Kurzatmigkeit von Twitter und Co. gibt es ein beachtliches journalistisches Gegengewicht. Das hat das Niveau der eingereichten Artikel auch in diesem Jahr wieder mehr als deutlich gemacht.

Es war die nicht leichte, aber dankbare Aufgabe der Jury, in einer Fülle außerordentlich guter Artikel und in einer thematischen Spannweite, die von Ausschreitungen im Amateur-Fußball bis zur Langzeit-Beobachtung einer AfD-Fraktion reicht, die besten zu finden. Gibt es objektive Kriterien, nach denen diese zu ermitteln sind? Ja und nein. Recherche-Tiefe? Sprachliche Begabung? Relevanz des Themas? Da kann es im Detail bei neun Juroren schon mal zehn Meinungen geben. Am Ende aber zählt die Faszination, die von einem Text ausgeht, weil er auf eine besondere, einzigartige Weise berührt und informiert – und überzeugt.

Der Preis ist nach Theodor Wolff (1868-1943), dem Chefredakteur des legendären *Berliner Tageblatts*, benannt. Demokratische und gesellschaftspolitische Verantwortung setzte er bei einem guten Journalisten voraus. In dieser Tradition sind die eingereichten Arbeiten zu bewerten. Auch die Frage nach einem Sonderpreis, den die Jury aus eigenem Impuls vergeben kann, wird unter diesen Vorzeichen entschieden.

Deniz Yücel, der in der Türkei inhaftierte deutsch-türkische Journalist, wird in diesem Jahr nach einstimmigem Votum von Jury und Kuratorium mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet, weil damit auch ein Zeichen für die Presse-

freiheit gesetzt werden soll. Hinter Yücel stehen Dutzende weitere Journalisten, die nach dem Putsch in der Türkei verhaftet wurden, oftmals aufgrund unklarer Vorwürfe.

Deutschland ist eines der wenigen Länder weltweit, in deren Grundgesetz die Meinungs- und Pressefreiheit nicht nur verankert ist, sondern auch gelebt wird. Wir sehen den Theodor-Wolff-Preis für Deniz Yücel deshalb auch als Unterstützung für Journalisten und Verleger in aller Welt, die unter ganz anderen Bedingungen arbeiten und publizieren müssen.

Hermann Neusser
Vorsitzender des Kuratoriums

Cordula von Wysocki
Vorsitzender der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	Die Nominierten und ihre Arbeiten	
Amien Idries	Die große Trauer kam erst Jahrzehnte später	43
Anja Reich	Die Deutschmacherin	51
Matthias Thieme	Menschenskinder	59
Amrai Coen und Tanja Stelzer	Brüssel, 22. März 2016	69
Roman Deininger	Hab‘ ich euch!	89
Marc Neller	Der Code des Bösen	107
Dominik Bardow	Fußball, ich kann nicht mehr!	123
Armin Käfer	Demokratie der Deppen	131
Hans Monath	Der Hochmut der Vernünftigen	139
Bernd Kastner	Hausbesuch	147

		Seite
Martin Machowecz	Wir sind dagegen!	157
Nicolas Richter	Klingt verrückt	175
	Sonderpreis »Journalismus ist kein Verbrechen« Bascha Mika über Deniz Yücel	191
	Preisträger 1962 bis 2016	201
	Kuratorium und Jury	230

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekannten jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlaments-

debatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopen wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das Tageblatt nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus

dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische

»Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sänger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke

blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte

für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitritt; über das glückliche

Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein ölverschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf

nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien Lokales, Reportage und Meinung vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »Thema des Jahres« vergeben. 2016 war dies »Flüchtlinge«, in diesem Jahr heißt das Thema »Populismus«.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

(Berlin 2017)

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Sösemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannen über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte ›en gros‹ die geblümten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei

Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen

werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.

Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein hassens-

werter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«. Mit-

unter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindrucken in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament‹, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay

Sonntags-Ausgabe

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

GEHT HIN UND WÄHLT!

Die Klammer

Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: ›Dieser Ebert ist wundervoll!‹ Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: ›Er ist ein Herr!‹ In der Tat, Ebert, der ›Sattlergeselle‹ war ›ein Herr‹ – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger

Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittle, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus

den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark‹.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreißendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasiereichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepläne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

Blick in eine ungewisse Zukunft: Theodor Wolff im französischen Exil

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-

Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. ›Dynamik‹ ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Sösemann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Sösemann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992. – Die Juden, hg. von Bernd Sösemann, Königstein 1984. – Tagebücher 1914-1919, hg. von Bernd Sösemann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd Sösemann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Reingard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943, Münster 2010. – Sösemann: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« Der Journalist Theodor Wolff, Berlin 2009.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln ^{2}1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Tagebuch, München 1908 (^{2}1908; Berlin ^{3}1927). – Vollendete Tatsachen 1914-1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937). – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor

Professor Dr. Bernd Sösemann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwerpunkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte« heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs veröffentlicht. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium Theodor-Wolff-Preis.

Die Nominierten und ihre Arbeiten

Aachener Zeitung

DONNERSTAG, 7. APRIL 2016 · 71. JAHRGANG

SIE MAG'S MELODISCH
Barbara Schöneberger im AZ-Interview
▶ Seite 27

DIAGNOSE: DEMENZ
Mehr als 500 Besucher suchen Expertenrat
▶ Seite 8

ZWANGSHEIRAT
Für Nuran Joerißen kam die Trauer erst spät
▶ Die Seite drei

Nummer 81 1,40 Euro

IM LOKALTEIL

▶ **Einbruchradar im Internet einsehbar**

Im Kampf gegen die kriminellen Banden hat NRW-Innenminister Ralf Jäger (SPD) das Einbruchsradar ins Leben gerufen. Seit gestern kann auch auf der Homepage der Polizei eingesehen werden, in welchen Bereichen die Stadt Einbrecher aktiv waren.

▶ **Gesamtschulen sind weiter hoch im Kurs**

▶ **Marketingoffensive wird fortgesetzt**

WETTER

10° max
1° min
▶ Wetter Bunte Seite

TELEGRAMME

CL: Wölfe schaffen
Sensation gegen Real

Wolfsburg. Beim Fußball ist alles möglich, heißt es immer: auch dass Wolfsburg gegen Real Madrid gewinnt und man weiter von der Champions League träumt. Beim Viertelfinal-Hinspiel gemessen die Wolfsburger gestern Abend zu Hause 2:0. Bereits in der 14. Minute erzielte Ricardo Rodriguez per Freistoßmeter das 1:0. Maximilian Arnold traf in der 23. Minute zum 2:0. Dieter Hecking: Team überzeugte in der starken ersten Halbzeit. „Dreifache Fähnen. Mannschaft schwächelte und muss auf das Rückspiel am Dienstag hoffen. (sa) ▶ Sport

Niederländer sagen
Nein zu EU-Abkommen

Den Haag. Bei dem Referendum der Niederländer über das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine hat die Mehrheit nach vorläufigen Angaben mit Nein gestimmt. Rund 64 Prozent der Teilnehmer lehnten das Abkommen ab, wie aus Nachwahlbefragungen hervorging, die der öffentlich-rechtliche Sender NOS gestern Abend veröffentlichte. Es erklärte sich zunächst aber ab, dass nicht die erforderliche Mindestbeteiligung von 30 Prozent der Wahlberechtigten erreicht wurde. (dpa) ▶ Seite 2

KONTAKT

Zeitungsverlag Aachen Gm
Postfach 500 710, 52085
Abonnenten-Service:
Telefon: 02 41
Fax:
Anzeigen:

Millionenschwere
Problem beim
neuen Präsi

Aachen. Beim

Lückenhaft.

Bereits auf Erfolg angewiesen.
Rechtspsychologin Alana Krix
Interpol im Niederländische und
Boffil darauf, dass das Beispiel
in Hessen wird die Methode be-
▶ SEITE 9

Schweizer Polizei durchsucht Zentrale der Uefa

Nyon. Die Schweizer Bundesanwaltschaft ermittelt im Fall der angeblich zweifelhaften Geschäfte des früheren Uefa-Generalsekretärs und heutigen Fifa-Chefs Gianni Infantino wegen des „Verdachts der ungetreuen Geschäftsbesorgung und eventuell der Veruntreuung". Das Verhalten richtet sich deshalb allerdings nicht gegen eine konkrete Person, hieß es. Es stehe „in Zusammenhang mit dem Erwerb von TV-Übertragungsrechten". Zuvor hatten Beamte der Schweizer Bundespolizei Einsicht in die Verträge mit der Briefkastenfirma Cross Trading verlangt. (dpa)

d gegen Liverpool
kehrt zurück
Bundesliga kommt es zu
Heute Abend

KARLO Clever

Was ist Platooning mit einem Lkw?

Theodor-Wolff-Preis

Amien Idries, Jahrgang 1973, ist ein journalistischer Spätstarter. Nach dem Abitur hatte er Lust auf alles, nur nicht auf ein Studium. Er machte eine Ausbildung zum Krankenpfleger und arbeitete auf einer Intensivstation. Erst im Alter von 37 volontierte er nach Politik- und Soziologiestudium bei der *Aachener Zeitung* und den *Aachener Nachrichten*, wo er schnell in das Politikressort wechselte. Seit 2015 ist er Chef vom Dienst und findet ab und an dann doch noch die Zeit, Geschichten zu schreiben. In denen geht es meist um die Lebenswege besonderer Menschen.

Amien Idries ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Lokales« für seinen Beitrag »Die große Trauer kam erst Jahrzehnte später«, erschienen am 7. April 2016 in *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*.

Die große Trauer kam erst Jahrzehnte später

Von Amien Idries

Nuran Joerißen wird als 14-Jährige zwangsverheiratet. Ihr gewalttätiger Vater ist gegen die Heirat, die von der Mutter vorangetrieben wird.

Gangelt. Am besten erzählt man die Geschichte von Nuran Joerißen wohl als einen langen Kampf zwischen innerem Freiheitsdrang und äußerem Druck. Ein Kampf, bei dem eben dieser Druck ihrer Familie und der türkischen Community so unvorstellbar groß wird, dass ihr Freiheitsdrang förmlich zermahlen wird, nicht mehr da ist oder nicht mehr da zu sein scheint.

Der Punkt, an dem der äußere Druck den Sieg davonträgt, ist ihre Hochzeitsnacht. Anfang der 80er Jahre ist das. Nuran ist noch ein Kind, gerade mal 14 Jahre alt. Sie befindet sich in der Türkei mit ihrem fast doppelt so alten Cousin, der seit ein paar Stunden ihr Ehemann ist. Vor der Tür des Schlafzimmers wartet die Hochzeitsgesellschaft auf den »Vollzug« der Ehe, der durch ein blutiges Laken dokumentiert werden soll. Hinter der Tür ist Nuran mit einem wildfremden Mann allein und muss sich ausziehen...

»Das war der Nullpunkt. Da ist etwas in mir zerbrochen«, sagt Joerißen 30 Jahre später. Die Tatsache, dass dies heute eine Frau sagt, der die Lebensfreude aus jeder Pore dringt und die ihr Wohnzimmer in Gangelt mit ihrem ansteckenden Lachen flutet, deutet darauf hin, dass es nach diesem Endpunkt weiterging. Es ändert aber nichts an der Dramatik der damaligen Situation: Nuran wird als 14-Jährige zwangsverheiratet.

Geboren wird Nuran Aslan 1966 im türkischen Adana, nahe der syrischen Grenze. Der Vater ist Gastarbeiter in Bocholt, die Familie kommt im Rahmen der Familienzusammenführung nach. Nuran ist ein wildes Mädchen. Sie liebt das Leben, hat viele deutsche Freunde und vor allem ihren eigenen Kopf. Einen Freund will sie haben, Schauspielerin will sie werden. Lauter Ideen, wie sie auch viele ihrer Freundinnen haben. Was Nuran allerdings nicht hat, ist eine Familie, die ihrem Freiheitsdrang den nötigen Platz einräumt.

Ihre Familie ist anders, was vor allem am Vater liegt. Der ist gut integriert und ein Lebemann, der gerne feiert und manche Nacht in fremden Betten verbringt. Für seine Familie hat er im besten Fall Desinteresse übrig. Im schlechtesten rastet er aus, ist aggressiv und gewalttätig. Seine Kinder schlägt er zwar nicht, aber die Gewaltausbrüche gegen seine Frau nehmen beängstigende Ausmaße an. Wie sehr auch Nuran von diesen Exzessen traumatisiert ist, wird ihr erst später klar.

Klar ist für die junge Nuran die Rollenverteilung in ihrer Familie: Vater = Täter, Mutter = Opfer. Heute weiß sie: eine etwas simple Sicht der Dinge. Ihre Mutter ist nämlich ein Opfer, das seine Ohnmacht dadurch kompensiert, dass es Macht über jemand anderen ausübt: Tochter Nuran.

Die Mutter wird zur Täterin und treibenden Kraft der Zwangsverheiratung ihrer Tochter. Sie holt sich so ein Stück von der Macht zurück, die sie an ihren prügelnden Mann verloren hat. Der ist strikt gegen die Heirat der Minderjährigen, hat sich aber bereits so gut wie von der Familie verabschiedet und schützt seine Tochter nicht.

Das ist eine der widersprüchlichen Erkenntnisse aus der Geschichte von Nuran Joerißen: Nicht selten sind es die Frauen – selbst Opfer patriarchaler Strukturen –, die jene Werte an ihre Kinder weitergeben und somit ihrerseits zu Opfern patriarchalen Denkens machen. Joerißen sagt es heute so: »Anstatt ihre Energie dazu aufzuwenden, mir Emanzipation zu eröffnen, hat sie alles dafür getan, mich zu bändigen.« Der Freiheitsdrang ihrer Tochter verunsichert die Mutter derart, dass sie den Druck erhöht. Zwangsheirat als finales erzieherisches Mittel. Sie will das Mädchen unter die Haube bringen, bevor es entjungfert wird. Nur so werde sie ihren mütterlichen Pflichten gerecht.

Ihr Ziel verfolgt die Mutter mit perfiden Methoden. Damit Nuran bereits mit 14 Jahren verheiratet werden kann, gibt die Mutter etwa bei den türkischen Behörden an, es sei bereits zum Sex zwischen den künftigen Eheleuten gekommen. So greift eine zum damaligen Zeitpunkt gültige Ausnahmeregelung.

Und Nuran? Der dämmert nur langsam, was passiert. Als die Mutter Nurans Cousin nach Hause einlädt, denkt sie noch, dass es um ihre ältere Schwester geht. Die Mutter aber sagt ihr, die Heirat sei bereits zugesagt, man müsse jetzt sein Wort halten. Ansonsten sei die Familie entehrt. Zumindest die Verlobung solle Nuran mitmachen, danach könne man das Ganze geräuschlos beenden.

Nuran gibt nach. Als sie dem Cousin den Verlobungsring zurückgeben will, sagt der: »Nee, nee, wir sind jetzt verlobt.« Spätestens da ist ihr klar, dass etwas gewaltig schiefläuft. Der Flug in die Türkei wird gebucht, im Juni 1981 findet die Hochzeit statt. Zu einer Zeit, in der der Begriff Zwangsheirat in der deutschen Öffentlichkeit noch nicht angekommen ist. Selbst Nuran kann dem, was ihr angetan wird, erst viel später einen Namen geben.

Das erklärt auch, warum niemand angemessen auf die Hilfesignale reagiert, die die angehende Braut immer wieder aussendet. An den Deutschlehrer etwa,

der zum Gespräch bei der Familie erscheint und unverrichteter Dinge wieder abzieht. Oder an die deutsche Freundin des älteren Bruders, zu der sie ein enges Vertrauensverhältnis hat, die aber schlicht überfordert ist.

Eines Tages ruft Nuran aus einer Telefonzelle sogar das Bocholter Jugendamt an:

Nuran: »Ich soll heiraten, will aber nicht.«

Jugendamt: »Wie alt bist Du denn?«

Nuran: »14 Jahre.«

Jugendamt: »Mmmhh. Dann ist das gar nicht erlaubt. Wir sprechen mal mit Deinen Eltern.«

Nuran: »Aber die sind doch das Problem. Wenn Sie das machen, werden meine Schwierigkeiten noch größer.«

Totale Hilflosigkeit also, die bei Nuran schließlich in Resignation mündet. Sie und ihr Freiheitsdrang fügen sich. Nach der Hochzeit zieht sie zu ihrem Mann in den Heinsberger Raum. Sie ist zwar noch schulpflichtig, aber die Behörden nehmen das nicht wahr. Auch, weil sie älter aussieht, als sie tatsächlich ist. Sie ist jetzt eine Teenager-Hausfrau. Und ziemlich bald auch eine Teenager-Mutter.

1982 wird ihr erster Sohn Bünyamin geboren. Nuran heißt inzwischen Mangitay und lebt mit ihrem Mann zusammen. Die Beziehung zu ihrem Sohn ist schwierig, wohl auch, weil sie selbst noch ein Kind ist. Solange Nuran aber funktioniert, gibt es zumindest den äußeren Druck nicht mehr.

Ihr Freiheitsdrang meldet sich aber wieder. Ihr Mann führt neben seinem Fabrikjob noch eine Kneipe, in der kurioserweise die Emanzipation von Nuran Mangitay beginnt. Sie kümmert sich um die Küche in der Kneipe und schmeißt nebenher den Haushalt. In ihr wächst die Erkenntnis: »Eigentlich könntest Du das alles auch alleine schaffen.«

Sie hatte bereits vorher einen Sozialarbeiter kennengelernt, der zum väterlichen Freund wird und immer wieder Zweifel in ihr sät. Mit der Geburt des zweiten Sohnes Orhan 1985 entschließt sie sich, auf eigenen Beinen zu stehen. Sie zieht aus, macht den Führerschein, gibt Deutschkurse für türkische Frauen und würde am liebsten die ganze Welt retten. Bis sie feststellt, dass sie wohl erst sich selbst retten muss.

Denn mit wachsendem Freiheitsdrang nimmt auch der Druck von außen wieder zu. Ihr Noch-Ehemann ist nicht begeistert vom Selbstverwirklichungsdrang seiner Frau und bedroht sie. Auch ihre Familie möchte die rebellische Tochter

wieder in die »richtigen« Bahnen lenken. Irgendwann steht ihr ältester Bruder mit einem Messer vor ihr: »Wenn Du nicht machst, was wir Dir sagen, bringe ich Dich um.« Nuran greift ebenfalls ein Messer: »Dann nehme ich Dich mit.« Was sich wie das Drehbuch eines schlechten Rachefilms liest, ist die Zuspitzung des Kampfes zwischen Druck und Freiheitsdrang. Nuran will nicht mehr zurück und ist zum Äußersten bereit. Eine Situation, die tödlich hätte enden können, so etwa wie bei Hatun Sürücü, die 2005 von einem ihrer Brüder erschossen wurde. Nurans Bruder aber legt das Messer weg und geht. Nurans Freiheitsdrang gewinnt. Endgültig.

Mit Anfang 20 beginnt ihr neues Leben. Nuran macht ihr Fachabi, dann eine Ausbildung zur Industriekauffrau. Sie arbeitet, zieht ihre Kinder groß und absolviert nebenher noch ein Studium an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie in Aachen. Während des Studiums lebt sie sogar noch einmal mit ihrer Mutter zusammen, die sich um die Enkel kümmert. Das Thema Zwangsheirat kommt da nur einmal zur Sprache. Die Reaktion der Mutter: »Ich weiß gar nicht, was Du willst. Du hast zwei tolle Kinder, bist eine junge Mutter und hast das ganze Leben noch vor Dir.« Alles super gelaufen also.

Wie unrecht sie damit hat, wird erst später deutlich. Denn die große Trauer über das, was ihr angetan wurde, kommt bei Nuran Joerißen genau in dem Moment, als es ihr besser denn je geht. Sie hat Andreas Joerißen, einen Künstler aus dem Kreis Heinsberg, lieben gelernt. Der erste Mann, mit dem sie sich vorstellen kann, alt zu werden. Die beiden heiraten und ziehen ins Eigenheim.

Je mehr Nuran Joerißen aber zur Ruhe kommt, desto größer wird die Trauer in ihr. Der Tiefpunkt ist eine Situation im heimischen Badezimmer. Sie will zu ihrem Mann in die Wanne steigen, erlebt statt Entspannung aber eine totale körperliche und seelische Blockade. Wie aus dem Nichts taucht eine vergrabene Kindheitserinnerung auf: Ihr Vater steht über der Mutter und versucht, sie in der Bocholter Badewanne zu ertränken. Die Tochter Nuran muss das alles mit ansehen. Ihre Familiengeschichte hat Joerißen mit aller Wucht eingeholt. Die Folge: maximale Emotionen und Weinkrämpfe.

»Schreib das doch alles mal auf«, sagt ihr Mann irgendwann später. Und sie schreibt alles auf. Ihre Kindheit mit gewalttätigem Vater und (ohn-)mächtiger Mutter, die in dem Unrecht der Zwangsheirat gipfelte. Sie schreibt und therapiert sich quasi selbst. Irgendwann ist ihr klar, dass ihr Schicksal auch eine politische Dimension hat. Weil sie nicht die Einzige ist, der so etwas angetan wurde.

Und so wird aus der Selbsttherapie ein Buch, das 2009 unter dem Titel »Süßer Tee« veröffentlicht wird. Roh und weitgehend unredigiert stellt sie der Gesellschaft ihre Geschichte zur Verfügung. Joerißen hält Lesungen, bei denen kontrovers diskutiert wird. Sie erlebt Anfeindungen aus der türkischen Community und erhält Applaus von denen, die schon immer vor dem Fremden gewarnt haben.

Dabei sind aus Joerißens Sicht Pauschalurteile beim Thema Zwangsheirat nicht angebracht. Anders, als man etwa annehmen könnte, ist ihre alevitische Familie nicht besonders religiös. »Ich bin sehr säkular aufgewachsen, meine Mutter hat mir eine tolerante Religion vorgelebt«, sagt Joerißen und ergänzt: »Wenn man jemanden unterdrücken will, findet man immer Gründe.« Das könne der Koran, die Ehre oder eben gesellschaftlicher Druck sein. Den gebe es übrigens nicht nur in Einwandererfamilien. Auch in so manchen Dörfern der Umgebung sehe sie durchaus Nachholbedarf in Sachen Emanzipation.

Und ihre Familie? Zu ihren Söhnen hat Joerißen inzwischen ein inniges, ehrliches Verhältnis. Zu ihren Geschwistern und der Mutter ist der Kontakt abgebrochen. Vor allem wegen des Buches, über das die Familie empört war.

Wenn man so will, ist das der Preis, den Joerißen für den Sieg ihres Freiheitskampf zahlen musste. Schaut man diese lebensfrohe Frau an, mit dem kaum zu bändigenden Lockenkopf und der einen Strähne, die ihr immer wieder ins Gesicht fällt, hat man den Eindruck: Sie hatte auf lange Sicht keine andere Wahl.

Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten
Nr. 81 vom 7. April 2016

Kultur, Konsum, Kita: So verändert sich das RAW-Gelände – *Seite 9*

Berliner Zeitung

Freitag, 6. April 2018 Nr. 82/14 · 72. Jahrgang

1,50 € Berlin/Brandenburg · 1,40 € Auswärts/D*

BERLIN BIENNALE

Ein Kunstraum fürs bewegte Bild

VON INGEBORG RUHE

Wahrscheinlich ist Julia Stoschek die fortgeschrittenste Frau im deutschen Kunstbetrieb. Man könnte sich die eisenharte Dresseurin mit ihren diplomierte Berufsschnitten [illegible] den großen dunklen Augen, dem langen Haar und der kontrollierten aristokratischen Haltung auch durchaus effektvoll [illegible] des Modells vorstellen.

Sie freilich entgegnet dieser „Inszenierung", mit einem schulbewussten und allwissenden *Genie. Schüler*

Julia Stoschek bringt ihre Kunst nach Berlin

ganz entsch[illegible] *auf die Präse*[illegible] nachhaltig[illegible] der ihre K[illegible] schaft gri[illegible] sie mit gr[illegible] sion ihr s[illegible] zeigen s[illegible] rin und [illegible] zenden zeugnis[illegible] streich: der „Kunst mein Lebe[illegible]

klärt mir die Zeit, mache Stos[illegible] nicht modisch, sie hieße[illegible] gilt ihrer Liebe der Wirkmacht [illegible] den bewegten Bildern. Video, Fot[illegible] Soundinstallationen. In Düsseld[illegible] scheks weltberühmte Kollektion [illegible] 700 Werke von etwa 200 vorwiegen[illegible] jüngeren und 10%-amerikanischen [illegible] ern, ausgebreitet auf 3 000 Quadra[illegible] seit der Eröffnung im Jahr 2007 k[illegible] wie sie sagt, jährlich 15 000 Besu[illegible] überall her, um dieses Who is who [illegible] nationalen Medienkunst von 1960 bi[illegible] zu sehen. Werke etwa von Nam Jun[illegible] und Marina Abramović über Bill Viol[illegible] Hill und Douglas Gordon bis zu Pipilo[illegible] und Olafur Eliasson.

Nun aber, zur bevorstehenden Berl[illegible]ennale, bringt die gebürtige Coburg[illegible] Tochter des Fahrzeugteile-Unternehme[illegible] Michael Stoschek und Unterkellern des 1[illegible] mengründers Max Braun, einen Teil ihr[illegible] spektakulären Sammlung nach Berlin. Zur Hälfte nämlich fühlt sich die 46-Jährige, seit [illegible] Jahren aktiv im Kuratorium der Kunst-Werke in der Auguststraße, hinter ein wenig als Hahl-Berlinerin. Dem Berlin-Sog kann und soll sie sich nicht entziehen.

„Düsseldorf bleibt Stammhaus", sagt sie, „aber ich möchte jetzt auch da präsent sein, wo die meisten Interessenten für meine Sammlung, mein Künstlerprogramm, auch für Kooperationen sind. Und das ist nun mal Berlin, die Stadt des Wandels." Auf 3 500 Quadratmetern sind ab 2. Juni an der Leipziger Straße 60 im ehemaligen tschechischen Kulturzentrum aus DDR-Zeit Teile der Stoschek-Kollektion zu sehen. Das sind mindestens 40 Werke von 14 Künstlern. Welche sie auswählt, verrät die Sammlerin noch nicht – wohl auch wegen der Qual der Wahl.

Verkehr, Notrufe, Lotto-Quoten ... 17
Ehrud, Todesfälle ... 15, 17
Kleinanzeigen ... 12, 13

Berliner Verlag GmbH, 10171 B[illegible]
Redaktion: (030) 2327 ...

EUROPA LEAGUE
VIERTELFINALE
Bvb Dortmund – FC Liverpool 1:1
Sport Seite 20

NICHT VERPASSEN

GEWALTSCHUTZAMBULANZ Mehr als 1 000 Menschen suchten in den vergangenen beiden Jahren Hilfe in der rechtsmedizinischen Tagesambulanz der Charité. Opfer von Gewalt können dort ihre Verletzungen gerichtsfest dokumentieren lassen. Jetzt soll das Angebot ausgebaut werden: Am heutigen Freitag ist Baubeginn für eine Asservatenkammer zur Spurensicherung von DNA-Proben. *Berlin Seite 13*

NIEDERLANDE UND DIE EU Nachdem das EU-Assoziierungsabkommen mit der Ukraine bei den Volksabstimmung in den Niederlanden durchgefallen ist, bemüht sich die Politik um Schadensbegrenzung. Bundeskanzlerin Merkel ist zurückhaltend, die Niederländer wünschen eine Auszeit finden. EU-Kommissar Oettinger hält Änderungen an dem Abkommen für möglich. *Politik Seite 4, Kommentar Seite 8*

RUSSISCHE BRIEFKASTENFIRMEN Der Steuerskandal Mossack Fonseca, die im Zentrum der Panama-Enthüllungen über Briefkastenfirmen steht, weitet sich offenbar fast auf ein Drittel aller Gesellschaftsbeziehungen in China oder Hongkong. Mindestens acht Mitglieder des Ständigen Ausschusses des Politbüros tauchen in den Panama Papieren auf. *Politik Seite 5*

NEUE RBB-INTENDANTIN Die NDR-Programmbereichsleiterin für Kultur und Dokumentation, Patrizia Schlosser, wird neue Intendantin des Rundfunks Berlin-Brandenburg (RBB). Der Rundfunkrat wählte die 54-Jährige zur Nachfolgerin von Dagmar Reim. *Medien Seite 23*

WETTER

Tiefdruckgebiete zeigen weiter ihr unbeständiges Wetter.

Theodor-Wolff-Preis

Anja Reich, geboren 1967 in Ostberlin, hat in Leipzig Journalismus studiert, war dann als Lokalredakteurin bei *Die Welt* angestellt und hat bei der *Berliner Zeitung* als Seite-3-Reporterin, New-York-Korrespondentin und Magazinchefin gearbeitet. Heute ist sie Chefreporterin bei der *Berliner Zeitung*.

2012 erhielt sie für ihre Reportage »Der goldene Stein« den Deutschen Reporterpreis.

Anja Reich ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Lokales« für ihren Beitrag »Die Deutschmacherin«, erschienen am 8. April 2016 in der *Berliner Zeitung*.

Die Deutschmacherin

Von Anja Reich

Angelika Gessner entscheidet, wer deutscher Staatsbürger wird und wer nicht. Ihre Sprechstunde in Neukölln ist ein Spiegelbild der Krisen Europas – und eine Antwort auf die Frage, was Integration ist

Heute Morgen musste Angelika Gessner einen Jungen ablehnen. Sein Deutsch war zu schlecht. Als sie von ihm wissen wollte, was er heute schon gemacht habe, antwortete er: »Geh Schule«. Sicherheitshalber hat sie noch seine Lehrerin um eine Einschätzung seiner Deutschkenntnisse gebeten. »Entspricht der Neuköllner Klientel«, war die Antwort. Die Lehrerin schrieb, dass der Junge für den Förderunterricht angemeldet sei, aber nicht hingehe. Es gab eine Besprechung im Kollegenkreis, dann stand fest: Der Antrag wird abgelehnt. Angelika Gessner hat dem Vater des Jungen gesagt, er solle wiederkommen, wenn sein Sohn besser spreche, sie weiß aber nicht, ob er das verstanden hat. Sein Deutsch war noch schlechter als das des Jungen.

Angelika Gessner sitzt hinter ihrem Schreibtisch im Bürgeramt Neukölln. Sie ist 56 Jahre alt, groß, blond und trägt eine Brille mit bunten Steinchen am Bügel. Am Fenster wachsen Kakteen. Auf einem Regal befinden sich eine Kaffeemaschine, ein Wasserkocher, Teebeutel, ein Tulpenstrauß. An der Wand hängen eine Europakarte, ein Kalender, ein Bild einer afrikanischen Landschaft und eine Postkarte aus Barcelona. Ein Büro, das Amtsstube ist, aber auch ein bisschen Reisebüro. Wer hier sitzt, kam als Flüchtling, Asylbewerber oder Einwanderer nach Berlin, aber ob er richtig angekommen ist, muss erst von Frau Gessner geprüft werden. Sie ist die Deutschmacherin, eine von elf Frauen und Männern im Bezirk Neukölln, die darüber entscheiden, wer Staatsbürger dieses Landes wird und wer nicht.

Montags von 9 bis 12 Uhr und donnerstags von 15 bis 18 Uhr hat sie Sprechstunde. Heute ist Donnerstag, kurz nach halb vier, auf ihrem Computerbildschirm sieht Gessner, zuständig für alle Namen mit den Anfangsbuchstaben I, S und Z, vier Nummern. Jede Nummer ist ein Antragsteller, der in Neukölln wohnt, Deutscher werden will und nun im Wartesaal sitzt.

Die ersten sind zwei Brüder aus dem Kosovo, Anfang 20, die Haare hochgegelt, die Augenbrauen gezupft. Sie sind guter Dinge. Wenn der eine antwortet, schneidet der andere Grimassen. Angelika Gessner stellt Fragen nach der Herkunft, dem Familienstand, dem Beschäftigungsverhältnis. Mindestens acht Jahre lang

muss man legal in Deutschland gelebt haben, um einen Antrag auf Staatsbürgerschaft stellen zu können. Außerdem sollte man gut Deutsch sprechen, Arbeit haben, eine Wohnung, keine Vorstrafen, und einen Einbürgerungstest muss man auch bestehen. Bei den Brüdern sieht es schlecht aus. Der eine hat keinen Schulabschluss, der andere ist vorbestraft und hat zwei Ausbildungen abgebrochen. Das mit der Vorstrafe war nur eine Prügelei, sagt der Mann. Und das mit den Ausbildungen nicht seine Schuld. Einmal gab es Probleme mit dem Chef, das andere Mal mit der Gesundheit. Rückenschmerzen, sagt der Mann und reibt sich das Kreuz. Angelika Gessner sieht von ihren Unterlagen auf.

Rückenschmerzen?

»Die habe ich auch«, sagt sie. »Ich sitze aber trotzdem 40 Stunden pro Woche hier.«

Die Brüder sammeln still ihre Dokumente ein. Angelika Gessner gibt ihnen nicht mal die Anträge mit, dafür Ratschläge: Schulabschluss machen, Ausbildung abschließen, Arbeit suchen.

»Das ist Neukölln«, sagt Gessner, als die Brüder weg sind. Bis vor vier Jahren hat sie im gutbürgerlichen Steglitz-Zehlendorf gearbeitet, einer anderen Welt. Der lange Weg zur Arbeit war der Grund, warum sie nach Neukölln gewechselt ist, Berlins Problembezirk. Hier haben 43 Prozent der Bevölkerung einen Migrationshintergrund, in manchen Teilen sogar 70. Nirgendwo in Berlin leben so viele Menschen von Transferleistungen, nirgendwo ist das Armutsrisiko so hoch. Es gibt ganze Viertel, in denen sich arabische Großfamilien in kleinen Wohnungen drängen, wo 98 Prozent der Schüler einer Schule »ndH« sind, nichtdeutscher Herkunftssprache, wie es amtlich heißt, und Ärzte bei jedem zweiten Kind Entwicklungsstörungen diagnostizieren.

Rund 1.000 Anträge auf Staatsbürgerschaft bearbeiten Gessner und ihre Kollegen im Jahr, rund 90 Prozent davon werden genehmigt. Das klingt viel, aber wenn man sich die Fälle genauer ansieht, stellt man fest, dass darunter viele Sonderregelungen sind. Staatenlose Bewerber, aus Palästina zum Beispiel, werden von Auflagen befreit, wenn sie unter 21 sind. Bei Hartz-IV-Jobbern reicht es am Ende auch, wenn sie ihre Bemühungen, eine feste Arbeit zu bekommen, dokumentieren. Eltern, die nur eine befristete Aufenthaltsgenehmigung haben, können zuerst ihre Kinder einbürgern lassen, bekommen danach einen sicheren Aufenthaltsstatus – und irgendwann die Staatsbürgerschaft. Manche Bewerber

schalten auch Anwälte ein. Gessner zeigt auf eine dicke Akte auf dem Fensterbrett. Ein Mann hat sich eingeklagt, am Ende war es ein Formfehler, der ihm zur Staatsbürgerschaft verholfen hat.

In Steglitz-Zehlendorf waren solche Sonderfälle eher die Ausnahme, hier in Neukölln sind sie die Regel. Normale Fälle sind eher selten: ein türkischer Polizist, der nur verbeamtet werden darf, wenn er Deutscher ist, eine Britin, die Angst hat, dass Großbritannien aus der EU austritt und sie ihre Arbeitserlaubnis als Übersetzerin verliert. Die Zahl der Briten in der Einbürgerungssprechstunde ist gestiegen in den letzten Wochen. Genau wie die der Griechen im letzten Jahr. Und neulich war ein Pole da, der sich sorgt, dass sein Heimatland mit seiner rechten Regierung aus der EU fliegen könnte. Die Einbürgerungssprechstunde ist nicht nur ein Spiegelbild deutscher Einwanderungspolitik, sondern auch der Krisen Europas und der ganzen Welt.

Der nächste Fall ist nur eine Formsache, eine 19-jährige Türkin, sie war sechs Wochen alt, als sie nach Deutschland gekommen ist und wird in diesem Jahr ihr Abitur machen. Angelika Gessner sieht auf den Nachnamen der Schülerin und stellt fest, dass sie schon fast die ganze Familie eingebürgert hat. Die beiden Brüder haben den Sprach- und Einbürgerungstest locker geschafft, der Vater mit Ach und Krach, die Mutter gar nicht. Sie hat sich nur um die Kinder gekümmert, nie gearbeitet, nie Deutsch gelernt. Und jetzt die Quittung dafür bekommen: Sie darf nicht Deutsche werden. Ein hartes Urteil, aber kein Grund für Gessner, eine Ausnahme zu machen. Jetzt, da die Kinder groß sind, könne die Frau ja einen Sprachkurs machen.

Angelika Gessner ist studierte Verwaltungswirtin, eine Frau vom Amt, aber in diesen Momenten wirkt sie eher wie eine Erzieherin für Erwachsene, ein Einwanderungscoach – und ihr Büro wie ein Zentrum für Integration. Alle reden ja gerade darüber. Wie wichtig Integration ist: Sprachkurse, Jobs, deutsche Leitkultur, deutsche Regeln. Der Berliner Senat hat einen Masterplan für Integration verabschiedet. Andrea Nahles von der SPD fordert ein Integrationsgesetz. Angelika Gessner sagt: »Ein neues Gesetz? Wozu?« Gesetze gebe es doch schon. Man müsse sie nur umsetzen.

Es kommt vor, dass Männer zu ihr sagen, von einer Frau ließen sie sich gar nichts sagen, und fordern, sie solle den Chef holen. »Der Chef ist eine Chefin«, antwortet sie dann. Sie hat auch schon Männer vor die Tür geschickt, weil sie

ihre Ehefrau nicht zu Wort kommen ließen. Dafür hat sie neulich bei einer Frau aus Serbien, die zwangsverheiratet wurde, beide Augen zugedrückt. Die Frau hat einen Selbstmordversuch hinter sich, ist psychisch labil, beim ersten Besuch in der Sprechstunde hat sie gut Deutsch gesprochen, beim zweiten gar nicht, und eine feste Arbeit hat sie auch nicht. Aber sie hat es geschafft, sich von ihrer Familie zu lösen, und hofft, mit der neuen Staatsbürgerschaft auch ein neues Leben beginnen zu können. Angelika Gessner gibt ihr die Chance. Sie kann von ihrem Büro aus nicht die Welt verbessern, aber sie versucht es wenigstens.

Es gibt ein Erlebnis, das sie geprägt hat. Angelika Gessner ist in Nigeria geboren. Ihr Vater, ein Bauingenieur, hat dort im Auftrag einer britischen Firma eine Ölmühle gebaut. Die Mühle, sagt Angelika Gessner, lief genau zweimal. Zum Probebetrieb und zur Einweihung. Als der Vater fünf Jahre später noch einmal zurückkam, war die Mühle mit Unkraut überwuchert.

Angelika Gessner hat keine Erinnerungen mehr an die Zeit, sie war zwei, als sie zurück nach Berlin gezogen sind, aber sie hat später mit ihrem Vater darüber gesprochen, warum das mit der Mühle so schieflief, und überhaupt: wann Hilfe sinnvoll ist und wann Geldverschwendung. Die Mühle scheint wie eine Metapher zu sein, auch für ihre Arbeit. Angelika Gessner hat früher im Sozial- und später im Jugendamt gearbeitet. Sie weiß, dass es nicht unbedingt was bringt, noch einen Förderkurs, noch eine Maßnahme anzubieten, immer wieder Ausnahmen zu machen. Sie findet, dass Regeln wichtig sind, klare Ansagen. Ihr Mann, erzählt sie, arbeitet für einen großen Transportmittelhersteller. Er reist viel und findet in Hotelzimmern manchmal Anweisungen vor, auf denen steht, wie man sich in dem fremden Land zu benehmen hat. »Da wundert sich doch auch keiner drüber«, sagt sie.

Am meisten ärgert sie, wenn jemand in ihre Sprechstunde kommt und sagt, er wolle den deutschen Pass haben. Jedes Mal macht sie den Test. Fragt ganz unschuldig: Was wollen Sie hier? Und wenn dann das Wort »Pass« fällt, holt sie ein bisschen weiter aus, sagt, dass das hier die Einbürgerungsbehörde sei und nicht die Passausgabestelle, dass es um mehr gehe. Um ein Bekenntnis zum deutschen Staat, zum Grundgesetz, um das Recht, wählen zu gehen.

Als Heinz Buschkowsky noch Bürgermeister von Neukölln war, hat er beschlossen, das Einbürgerungsverfahren zu ändern. Buschi, wie ihn seine ehemaligen Mitarbeiter nennen, fand es unangemessen, dass man einfach nur seine Unter-

lagen abgibt und nach einem halben Jahr eine Urkunde abholt. Er wollte, dass die neuen Deutschen die Einbürgerung als etwas Besonderes erleben. Seitdem findet alle zwei Wochen im Rathaus Neukölln eine Feier statt. Angelika Gessner sagt, diese Feier sei mit das Schönste an ihrer Arbeit.

Es ist ein sonniger Nachmittag im März. Angelika Gessner sitzt vor dem Saal der Bezirksverordnetenversammlung und wartet. Fünf ihrer Antragsteller sollen heute die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten. Ein libysches Mädchen, eine Bosnierin, eine Ukrainerin, ein Chinese sowie ein türkischer Junge. Das Mädchen ist als erste da. Im Blumenkleid und mit silbernem Reifen im Haar. Auch die Ukrainerin und die Bosnierin sind pünktlich, und vom Chinesen hat sie sowieso nichts anderes erwartet. Er arbeitet an der Humboldt-Universität und hat alle Tests mit Bravour bestanden. Nur der Junge fehlt. Gessner sieht auf die Uhr. Es ist zwei Minuten vor zwei, der Saal gefüllt, und jetzt schneit auch die junge Bürgermeisterin, Buschis Nachfolgerin, herein.

»Hallo«, ruft Franziska Giffey. Sie trägt ein Kostüm und die Amtskette um den Hals und würde gerne anfangen. Gessner sagt, dass noch jemand fehle, ein kleiner Junge. Sie habe es geahnt, sagt sie. Heute Vormittag war der Junge mit seinen Eltern noch in ihrem Büro, und sie hat ihnen erklärt, dass es noch einen weiteren Termin gibt, um zwei im Rathaus, da werde der Eid vorgelesen und die Nationalhymne gesungen. Die Eltern haben das nicht verstanden. »Alles erledigt?«, hat der Vater gefragt, immer wieder.

Es ist zehn nach zwei, die Bürgermeisterin will nicht länger warten. Die Feier beginnt. Musiker spielen die Hymnen der Länder, aus denen die neuen deutschen Bürger kommen. Bulgarien ist dabei, Griechenland, Kamerun, Kosovo, Libanon, Libyen, Serbien, Türkei, Polen, die Niederlande. Manche singen mit. Manche haben Tränen in den Augen. Die Staatsbürgerschaft zu wechseln, ist auch ein Abschied, von seinem Heimatland, seinem alten Leben. »Das macht man ja nicht mal so schnell beim Frühstücksei aus Jux und Dollerei«, sagt der Chef der Bezirksverordnetenversammlung in seiner Rede. »Einen Schritt, der Mut, Vertrauen und Kraft braucht«, nennt es Franziska Giffey. Sie erzählt von den 151 Nationen, die im Bezirk leben und erklärt das Wappen Neuköllns. Der silberne Kelch stehe für die böhmischen Glaubensflüchtlinge, die vor über 200 Jahren hier eine neue Heimat gefunden hätten. Es ist eine schöne Rede, würdevoll, festlich. Anschließend werden die Namen aufgerufen, jeder kommt nach

vorne. Männer, Frauen, Paare, Kinder. Viele Kinder. Das dauert und ist ein bisschen chaotisch. Ein Baby fängt an zu schreien, ein Junge will sein Basecap nicht absetzen, ein Mann verweigert der Bürgermeisterin den Händedruck. Er ist jung, kommt aus Holland und trägt einen Dschihadistenbart. Die Bürgermeisterin zieht ihre Hand zurück, sie ärgert sich, sie zögert. Aber den Eid aufs Grundgesetz spricht der Mann, er bekommt seine Urkunde. Auch das ist Neukölln.

Angelika Gessner steht in der Mitte des Saales. Sie hat die Aufgabe, Fotos zu machen, und wirkt zwischen all den Einwanderern noch größer, noch blonder. Beim Eid bewegt sie die Lippen mit, und wenn es einer besonders gut gemacht hat, nickt sie ihm zu. Nach der Feier gibt es Brot und Salz und für jeden ein Foto. Angelika Gessner streicht dem libyschen Mädchen über den Kopf, sagt der Ukrainerin, vielleicht sehe man sich ja mal, sie wohne auch in Neukölln, dem vorbildlichen Chinesen schüttelt sie lange die Hand. Dann leert sich das Rathaus, die neuen Deutschen gehen nach Hause. Angelika Gessner packt die Urkundenmappe ein. Sie ist leer. Fast. Eine Urkunde ist übrig geblieben. Der türkische Junge ist nicht gekommen.

Berliner Zeitung
Nr. 82 HA vom 8. April 2016

Berliner Morgenpost

SONNTAG, 2. OKTOBER 2016 | Ein Titel der FUNKE MEDIENGRUPPE

Wenn es Nacht wird in Berlin

So feiert die Hauptstadt: Ein Streifzug durch die Party-Metropole. Seite 13

HEUTE: KARRIERE UND BIZ
Lesen Sie auch die erste Ausgabe des Magazins „Karriere Kick"

Festivals locken Millionen nach Berlin

Veranstalter und Einzelhändler hoffen auf hohe Umsätze durch Touristen. Heute öffnen viele G

GERHARD SCHULTZ

BERLIN – In diesem Herbst werden Millionen Besucher in Berlin erwartet. Jazzige und diverse Festivals – vom Liebesfest bis zum Jazzfest. Einzelhändler erwarten hohe Einnahmen. Schon an diesem Wochenende sind Hunderttausende Menschen zum Tag der Deutschen Einheit in die Hauptstadt gekommen. In dieser und der kommenden Woche locken vor allem die zwei Lichterfeste „Berlin leuchtet" und das „Festival of Lights", „Berlin ist voll!", sagt Burkhard Kieker von der Tourismusmarketinggesellschaft „Visit Berlin", die Hotels seien gut gebucht. Es gebe davon aus, dass der Oktober ähnlich viele Besucher bringen werde, wie der bei Städteriege traditionell starke Juli, in dem gut 1,3 Millionen Besucher mit mehr als den Millionen Übernachtungen gezählt wurden. Im ersten Halbjahr 2016 verzeichnete Berlin rund 9,2 Millionen Gäste und 17,6 Millionen Übernachtungen.

„Allein die Lichterfestivals werden einige 100.000 Menschen mehr in die Stadt locken, als an einem normalen Wochenende kommen würden", so Kieker. „Die Leute brauchen einen Anlass", sagt er, „dann funktioniert die Werbung für Berlin am besten." Im Moment bläuen sich die unterschiedlichsten Festivals. Ihrerseits erwarte man nicht nur einen besonders starken Andrang, sondern auch eine besonders interessante Mischung von Besuchern in der Stadt. Denn auch der Europäische Monat der Fotografie, Deutschlands größtes Festivalfest, das vom 1. bis 31. Oktober in Berlin stattfindet, zieht ein internationales Publikum an. In 130 Ausstellungen in 120 Institutionen wird die bereits 1982 von Friedrich Rosenstiehl präsentiert.

Berlin steht nicht nur für Kunst und Kultur – die innovative Foodlandschaft wird ebenfalls zunehmend zur Attraktion. Mittlerweile zieht auch es Tausende Menschen an. Noch bis zum 3. Oktober können Besucher in Kreuzberg auf den Berliner Geschmack kom-

W -Syndrom besonders liebe

FUSSBALL-BUNDESLIGA

Hertha siegt deutlich gegen HSV

Hertha BSC – Hamburger SV	2 : 0
Bayern München – 1. FC Köln	1 : 1
FC Ingolstadt – 1899 Hoffenheim	1 : 2
Darmstadt 98 – Werder Bremen	2 : 2
SC Freiburg – Eintracht Frankfurt	1 : 0
[illegible] – [illegible]	2 : 0

Freizug vo

Theodor-Wolff-Preis

Matthias Thieme, geboren 1974, hat Politik- und Rechtswissenschaften studiert, ab 2002 war er bei der *Frankfurter Rundschau* tätig: Erst als Volontär, dann als Redakteur im Lokalen, später in der Politikredaktion, dann als Landtagskorrespondent in Wiesbaden. 2009 bekam Thieme zusammen mit Jörg Schindler den ersten »Wächterpreis der Tagespresse« zugesprochen – für die Recherchen zu Unregelmäßigkeiten bei der Spendeneinwerbung der Hilfsorganisation Unicef. 2010 Wechsel als Korrespondent in die DuMont-Redaktionsgemeinschaft Berlin. 2011 bekam Matthias Thieme zum zweiten Mal den Wächterpreis für seine Recherchen zur Affäre um vier hessische Steuerfahnder, die mit falschen Gutachten aus dem Dienst entfernt worden waren. Von 2012 bis 2015 arbeitete er beim Wirtschaftsmagazin *Capital* in Berlin.

Seit Herbst 2015 ist Matthias Thieme für die FUNKE-Mediengruppe tätig, seit November 2016 steuert er als Ressortleiter Wirtschaft der FUNKE Zentralredaktion die überregionale Wirtschaftsberichterstattung. Buchveröffentlichungen (jeweils mit Pitt von Bebenburg): »Deutschland ohne Ausländer – ein Szenario« (Redline Verlag 2012) und »Ausgekocht – hinter den Kulissen hessischer Machtpolitik« (Eichborn 2010).

Matthias Thieme hat drei Kinder und lebt in Berlin.

Matthias Thieme ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Lokales« für seinen Beitrag »Menschenskinder«, erschienen am 2. Oktober 2016 in der *Berliner Morgenpost*.

Menschenskinder

Von Matthias Thieme

Im Film »24 Wochen« treibt eine Frau ein Kind mit Down-Syndrom ab. Wie der glückliche Vater eines Kindes mit Trisomie 21 darüber denkt.

Berlin. So etwas habe ich im Kino noch nie erlebt: Meine Frau und ich schauen kürzlich den Film »24 Wochen« in den Hackeschen Höfen, als eine Frau in der Reihe hinter uns laut und herzzerreißend zu weinen beginnt. Sie verlässt aber nicht das Kino, sondern guckt weiter, schluchzt weiter, bis das halbe Publikum stumm mit den Tränen kämpft.

Vorne auf der Leinwand läuft der Film, es geht um eine beruflich erfolgreiche Frau mit liebevollem Mann, die ein Kind mit Down-Syndrom spät in der Schwangerschaft abtreibt. Einen Moment lang weiß ich nicht mehr, was mich mehr berührt: Der Spielfilm oder das Leid der Kinobesucherin. Wahrscheinlich ist es die Mischung aus beidem, denke ich.

Und da ist ja auch noch unsere eigene Geschichte: Während wir im Kino sitzen, vor uns das Abtreibungsdrama, hinter uns die reale Verzweiflung einer Frau, schläft zu Hause unsere dritte Tochter – unser erstes Kind mit Down-Syndrom.

»Down-Syndrom«: Das klingt schon depressiv

»Down-Syndrom«: Ich mag es immer noch nicht, dieses Wort. Es klingt irgendwie depressiv und krank. Wäre der englische Neurologe John Langdon-Down, dessen Name den Begriff prägte, einem britischen Adelsgeschlecht entsprungen, würden wir heute vielleicht vom »Beaufort-Syndrom« sprechen, oder vom »Montgomery-Komplex«. Das klänge schon etwas vorzeigbarer, etwas glamouröser, nicht wahr?

Das Wort »Down-Syndrom« tritt hingegen wie ein Schreckgespenst in die Behandlungszimmer der Frauenarztpraxen und Krankenhäuser. Eltern, die dieses Wort, bezogen auf ihr Kind, auf ihr Leben zum ersten Mal hören, fallen zunächst oft in Verzweiflung. Und in einen Strudel aus medizinischem Halbwissen, aus zusammengegoogeltem Horror.

Defizite, Krankheiten, Abhängigkeit, familiärer Ruin – alles scheint da plötzlich möglich. Eine grade Rutschbahn nach unten. Down eben. Und das Syndrom gibt es noch gratis dazu. Damit der letzte Rest Zuversicht verschwindet. Ich kann deshalb die Verunsicherung sehr gut verstehen, die die Protagonistin des Films »24 Wochen« im Laufe ihrer Schwangerschaft immer mehr erfasst.

Feldhamster schützen wir, Down-Syndrom-Kinder nicht

Doch bei allem Verständnis für den schwere Gewissenskonflikt, die Abtreibung im Spätstadium der Schwangerschaft durchzuführen, bleibt beim Betrachten des Films dennoch Unbehagen: Wir schützen die Sumpfschildkröte und den Feldhamster, die Hornotter und die Rotbauchunke per Gesetz, aber bei unserer eigenen Spezies sind wir nicht mehr ganz so sicher, wer noch dazugehören soll, wer gesund und effizient genug ist.

Ich wusste bis vor kurzem auch nicht, wie schön das Leben mit einem Kind mit Trisomie 21 ist. Heute weiß ich es: Es ist unendlich schön. Und selbstverständlich ist es genauso anstrengend wie das Leben mit anderen Kindern auch, deren Entwicklung man in Wahrheit auch nicht vorherbestimmen kann.

Aber in der Nacht, als unsere dritte Tochter Filippa geboren wurde, wusste ich das alles noch nicht. Alle Tests waren unauffällig gewesen, die Schwangerschaft komplikationslos, die Geburt schnell und schön. »Ihr könnt jetzt bald nach Hause gehen«, sagte die Hebamme noch in der Nacht. »Alles wunderbar, stellt den Sekt kalt, wir kommen gleich«, schrieben wir unseren Angehörigen.

Nach Geburt zerknautscht, wie die anderen Kinder

Nach einer glücklichen Stunde allein mit unserem neuen Kind hatte die Hebamme ihre Meinung plötzlich geändert. Wir sollten bleiben, über Nacht. »Warum«, fragte ich und bekam keine schlüssige Antwort. Es dauerte lange und dann, schafften sie und eine übernächtigte, nervöse junge Ärztin es endlich, uns das Wort zu sagen: »Down-Syndrom«, nur ein Verdacht natürlich. Könne auch falscher Alarm sein, aber einige Anzeichen, aller Erfahrung nach...

Wir blickten auf unser neugeborenes Töchterchen: Süß sah sie aus, ein wenig zerknautscht, wie die anderen Kinder auch nach der Geburt, aber alles dran, alles ganz zart, die Hände, die Füße, das kleine Gesicht, herzallerliebst. Und ja, die Augen, ein wenig mongolisch vielleicht.

Aus dem Verdacht wurde Gewissheit und mit der kamen die Angst und die Trauer. Wir hatten gar nicht gewusst, wie sehr auch unsere Welt von Normvorstellungen geprägt war. Wenn diese zerbrechen, spürt man das, stärker als man

es jemals für möglich gehalten hätte. Und gleichzeitig hält man ein Menschenkind im Arm, ein Mädchen, das atmet und blinzelt und lächelt, mit seinen Ärmchen rudert, die Finger ausstreckt und wunderbar gut riecht. Ein Baby, wie wir es uns gewünscht haben. Unsere Tochter. Es gibt sie nur mit Trisomie 21. Ohne gäbe es sie nicht.

Geschwisterkinder zeigen uns, was wirklich zählt

Am ersten Tag nach der Geburt stürmen unsere anderen zwei Kinder ins Krankenhaus, wollen die kleine Schwester sehen, fallen ihr um den Hals, wollen sie küssen, sind nicht einzukriegen vor Freude und Neugier. Sie rücken uns als erste den Kopf zurecht. Zeigen uns, was wirklich ist: Ein Kind ist geboren, es lebt und ist gesund. Es wird wachsen und die Welt erkunden, es wird länger leben als wir, es hat das gleiche Potenzial glücklich zu werden wie alle Kinder und selbstverständlich auch das gleiche Recht, auf dieser Welt zu leben.

Aber eben in einer Welt, in der es aus Sicht der meisten Menschen nicht vorgesehen ist. Mehr als 90 Prozent aller Kinder mit Down-Syndrom werden abgetrieben. Ein paar zehntausend Menschen mit Trisomie21 gibt es noch in Deutschland – sozusagen eine vom Aussterben bedrohte Menschenart. Denn wenn es nach dem laut Spiegel »einflussreichsten Biologen seiner Zeit«, Richard Dawkins und vielen Pränataldiagnostikern ginge, sollte diese ganze Menschenart vom Erdboden verschwinden. Dawkins propagiert eine Abtreibungsrate von 100 Prozent.

Wie also der übergroßen Mehrheit erzählen, dass man ein Exemplar eben dieser im Verschwinden begriffenen Minderheit zur Welt gebracht hat? Im Café, in der Schule, der Kita, bei der Arbeit, überall kommt nach der Geburt die Frage: »Und, alles gut?« Ich wusste vorher nicht, wie oft diese Frage wiederholt wird, wenn man leicht ausweichend antwortet. Es ist ein soziales Ritual mit Antwortzwang. »Alles gut? Alles gut zu Hause? Alles gut bei Euch?«

»Alles gut, wir haben ein Mongo-Baby bekommen«

Für mich beginnt ab Tag eins ein gefühlter Spießrutenlauf. »Ja, alles gut«, sage ich entfernten Bekannten. Dabei auch noch zu lächeln, fällt mir schwer. »Ja, alles gut, wir haben ein Mongo-Baby bekommen, es hat Down-Syndrom, aber es wird langsam besser«, sage ich Freunden und sehe ihre Augen in Se-

kundenbruchteilen starr werden. »Besser Mongo als Spasti, oder?«, sage ich manchmal noch dazu. Ich darf das ja jetzt sagen als Vater, denke ich damals, schließlich habe ich ja die Bescherung.

Wenn sie sich etwas gefangen haben, sagen die meisten Bekannten etwas vom angeblich stets »sonnigen Gemüt« der Down-Syndrom-Kinder, erwähnen das Theater »Rambazamba« in Berlin oder einen Film mit Down-Syndrom-Schauspielern. Es ist nett gemeint, aber ich habe schnell keine Lust mehr auf diese Situationen.

Ich will meine Ruhe, zwei Stunden Wellness mitten in Berlin. Tagsüber, allein. Das ist jetzt das Richtige. Schöne Umgebung, schöne Menschen, schöne Massage. Als ich den Duschraum betrete, ist außer mir nur ein älterer Mann mit seinem erwachsenen Sohn dort. Der hat das Down-Syndrom. Sie machen zusammen einen Saunatag. Ich beobachte sie. Sie sind einander sehr zugewandt, finde ich.

»Keep calm, it's (only an extra chromosome) me«

Zu Hause verfasse ich eine Geburtsanzeige, in der steht, dass wir uns über unsere Tochter sehr freuen und dass sie mit Trisomie 21 geboren wurde. »Keep calm, it is only (one extra chromosome) me«, steht darunter. Und ab geht die Botschaft über die Gesamtverteiler von Kita, Freundeskreis und Arbeitsstelle. Es wird einfacher dadurch, nicht nur für mich. Auch die anderen können sich besser auf die nächste Begegnung einstellen.

Im Internet finde ich die Seite einer amerikanischen Organisation, die Eltern mit neugeborenen Down-Syndrom-Kindern aufmuntern will. Ich gebe meine Adresse ein und erhalte bald einen Brief aus den USA. »Glückwunsch zu Ihrem Kind mit Down-Syndrom!« steht da. Handschriftlich teilt mir ein erwachsener Mann mit Trisomie21 mit, welche Hobbys er hat, wie viel Freude er am Basketballspielen mit seinen Kumpels hat und dass ich mir um mein Kind keine Sorgen machen soll. Ein Foto vor Basketballkorb liegt bei.

Beeindruckend: Selbstironie mit Down-Syndrom

Er kann schreiben und Basketball spielen? Ich bin beeindruckt. Aber das ist noch nicht alles. »PS: Dieses Baby wird das Beste sein, was Euch bisher im Leben passiert ist«, teilt das »Congratulations Project« sogar so mit.

Jetzt will ich es wissen. Das Theater Rambazamba in Berlin spielt wenige Wochen nach der Geburt meiner Tochter »Die Nacht der Diven«. Alle raten mir ab, hinzugehen. Ängstlich gehe ich in die ausverkaufte Vorstellung. Acht erwachsene Frauen mit Down-Syndrom betreten verkleidet mit Hüten, Federboas, Glitzerkleidern und Stöckelschuhen die Bühne. Sie singen Chansons, Schlager, Hits, spielen Schlagzeug und führen Sketche auf. Es ist lustig, ernst und großartig. Eine Szene handelt davon, wer sich »am besten umgebracht« hat. Die Schauspielerinnen lachen bei den Pointen manchmal selbst ein wenig mit. Selbstironie mit Down-Syndrom? Das ist nicht nur lustig, das ist intelligent. Ich bin beeindruckt.

Seitdem habe ich öfter Menschen mit Down-Syndrom getroffen, viele Geschichten gehört, viele Filme von und über Menschen mit Down-Syndrom gesehen. Wissenschaftliche Aufsätze gelesen, auch ein Buch, das ein spanischer Lehrer mit Down-Syndrom selbst verfasst hat. Ich wusste bis dahin nicht, dass Menschen mit Down-Syndrom Interviews geben. Ich kannte das alles nicht, ich hatte keine Ahnung.

Macht das Extra-Chromosom Filippa zufriedener?

Und derweil wächst meine Tochter heran. Hört, sieht, schmeckt, riecht alles wie wir. Greift, guckt, robbt, brabbelt, sitzt, isst und trinkt. Es gibt bislang nur einen Unterschied: Sie ist oft zufriedener als unsere anderen Kinder in diesem Alter. Schreit seltener, schläft einfacher ein. Weil die dritten Kinder immer einfacher sind, sagen die einen. Weil Kinder mit Trisomie 21 ausgeglichener sind, meinen die anderen.

Ein Geschenk des Himmels: Filippa am Meer.

Mir ist das jetzt egal. Ich genieße das Leben mit meinem fröhlichen Kind. Kürzlich sind wir rund 5000 Kilometer Auto mit ihr gefahren. Bodensee, Toskana, Korsika und zurück. Wegen ihr mussten wir nie anhalten. Eher mal wegen der größeren Kinder. Hitze und Sand, Wellen und Wind nimmt sie wie fast alles andere: mit freudiger Gelassenheit, Neugier und Entdeckermut. Wenn das Extra-Chromosom das hervorruft, hätte ich manchmal auch gerne ein Stück davon. Die größeren Kinder, die von Ihrer Andersartigkeit wissen, fragen manchmal

besorgt: »Kann sie später dann schneller rennen als wir, weil sie dieses eine Dings mehr hat?«

Das kleine Dings will die Pränataldiagnostik unbedingt finden, solange noch etwas zu verhindern ist. Ich bin für das Selbstbestimmungsrecht der Frau über ihren Körper, für das Recht auf Abtreibung. Ich respektiere dieses Recht als zivilisatorische Errungenschaft. Aber ich frage mich dennoch, welchem Wertesystem wir folgen, wohin unsere Gesellschaft driftet, wenn mehr als 90 Prozent aller Kinder mit Down-Syndrom abgetrieben werden. Statt auf Inklusion von Behinderten setzt unsere Gesellschaft auf die Exklusion dieser Menschen aus dem Mutterleib.

Private Selektion statt staatlich gelenkter Eugenik

Rechtlich ist es bis zum Ende einer Schwangerschaft erlaubt, ein Kind mit Down-Syndrom abzutreiben. Hebammen können Geschichten davon erzählen, die man nie mehr vergisst. Niemand spricht darüber öffentlich. Aber den Eltern eines Kindes mit Down-Syndrom erzählen sie es manchmal. Eltern eines Kindes mit Down-Syndrom erzählen viele Menschen offenbar überhaupt gerne mehr aus ihrem Leben. Das ist unsere Erfahrung. Meistens sind es Geschichten, die nicht nur von Erfolg und Leistung handeln, Geschichten, die das Gegenüber verletzlicher machen, aber auch echter, wahrhaftiger, menschlicher.

Dort, wo ich lebe, in Prenzlauer Berg, erscheint mir manches Phänomen der Kindererziehung schon länger überdreht: Die Babydesignerklamotten, der mehr als Tausend Euro teure Vintage-Kinderwagen, das Kind als Accessoire, als ultimative Selbstbestätigung, am besten passend zur Wohnungseinrichtung. Kann das gut gehen?

Wenn Behinderte in einer Wohlstandsgesellschaft keinen Platz mehr haben, verliert diese Gesellschaft aus meiner Sicht ihren zivilisatorischen Kern. Die Eugenik führte in Deutschland in der NS-Zeit zum staatlich gelenkten Massenmord von Behinderten. Das ist Vergangenheit. Doch an die Stelle der staatlich gelenkten Selektion ist eine Art Privat-Eugenik getreten. Pränatal-Tests und das gesellschaftliche Klima von Leistung und Effizienzerwartung machen die Eltern zu Selektoren.

Unser Kind hat die Diagnostik superschlau getäuscht

Ein Kind mit Down-Syndrom zu bekommen ist nicht verboten, sicher. Aber das individuelle Risiko, wer will das eingehen? Zum Glück gibt es die Medizin mit ihrem schicksalhaften Werkzeugkasten. Ja, habt ihr nicht die Tests gemacht? Doch, haben wir. Aber nicht alle. Und unsere Tochter ist eben klug. Superschlau mit Down-Syndrom. Hat sich zwar scannen und screenen lassen, aber ganz unauffällig getan. Dann war sie da – gesund und schön. Wir mussten uns nicht vorher entscheiden. Bekommen hätten wir sie trotzdem. Menschenskinder! Warum denn auch nicht?

Eigentlich bräuchten wir jetzt noch eins mit Down-Syndrom, sage ich scherzhaft zu meiner Frau. Dann stünde es wenigstens bei unseren Kindern zwei zu zwei. Ich hätte die weinende Frau im Kino gerne getröstet. Aber ich konnte es nicht.

Berliner Morgenpost
Nr. 271 vom 2. Oktober 2016

DIE ZEIT

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

PREIS DEUTSCHLAND 4,99 €

30. JUNI 2016 N° 28

DIE ZEIT im Taschenformat.
Jetzt für Ihr Smartphone!
www.zeit.de/apps

Was tun, wenn die Falschen gewinnen?

Trum
ni

Warum wir reisen müssen! Die Welt ist in Aufruhr. Wäre es da nicht besser, im Urlaub zu Hause zu bleiben? Auf keinen Fall! Fünf Seiten zur schönsten Form der Fortbewegung

Z – Zeit zum Entdecken, Seite 51

Amrai Coen, 1986 geboren, spielte jahrelang Frauen-Rugby beim FC St. Pauli und in der deutschen Nationalmannschaft. Sie besuchte die Zeitenspiegel-Reportageschule in Reutlingen und die Henri-Nannen-Schule in Hamburg. Seit 2012 arbeitet sie bei der *ZEIT*, seit 2014 als Redakteurin im Dossier.

Tanja Stelzer, geboren 1970, studierte Politologie an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main und am Sciences Po in Paris. Während des Studiums schrieb sie für die *FAZ*. Nach dem Besuch der Deutschen Journalistenschule in München wurde sie Redakteurin der Dritten Seite beim *Tagesspiegel*. 2006 kam sie zur *ZEIT*, wo sie an der Neuentwicklung des *ZEITmagazins* beteiligt war, dessen Stellvertretende Chefredakteurin sie später wurde. Seit 2012 ist sie beim *ZEIT*-Dossier, das sie seit 2013 gemeinsam mit Wolfgang Uchatius leitet. 2012 wurde sie mit dem Reporterpreis in der Kategorie »Politische Reportage« ausgezeichnet. 2014 erhielt sie den Regino-Preis für herausragende Justizberichterstattung.

Amrai Coen und Tanja Stelzer sind nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Reportage« für ihren Beitrag »Brüssel, 22. März 2016«, erschienen am 30. Juni 2016 in *Die Zeit*.

Brüssel, 22. März 2016

Von Amrai Coen und Tanja Stelzer

Drei Bomben. 35 Tote. 340 Verletzte. Gibt es ein Leben nach dem Terror?

Es ist Freitagnachmittag, die gläubigen Muslime der Stadt sind vom Gebet zurück, die gläubigen Juden treffen die letzten Vorbereitungen für den Sabbat. Auch Walter Benjamin, Jude, aber nicht gläubig, ist vorbereitet. Er hat dabei:

das Antibiotikum,
das Mittel gegen die Phantomschmerzen,
die Tabletten gegen die Angst,
die Thrombosespritzen,
das Pflaster gegen den Grundschmerz,
die Kapseln gegen den Akutschmerz.

Die Medikamente stecken in drei Papiertüten, »Freitag«, »Samstag«, »Sonntag«. Walter Benjamin ist guter Dinge. Noch 26 Treppenstufen bis zum Wochenende.

Am besten, riet die Krankenschwester, nimmst du eine von den Akutkapseln, bevor du raufgehst.

Walter Benjamin, 47 Jahre alt, bis zum 22. März dieses Jahres, 7.58 Uhr, Chef einer Partnervermittlungsagentur, seitdem Attentatsopfer auf der Suche nach einer Zukunft für sich und die Welt, hat Heimaturlaub. Jetzt, an diesem Freitag im Mai, darf er für zwei Tage sein Zimmer im Krankenhaus gegen seine Wohnung im Brüsseler Stadtteil Ixelles tauschen. Ein Jugendstil-Altbau, im ersten Stock: vier Zimmer, zwei Erker, ein Hund. Seit zwei Monaten hat Walter Benjamin nur noch ein Bein, das linke, und das ist, sechsfach gebrochen, in ein Metallgestell eingespannt. Rechts trägt er seit zwei Tagen eine Prothese.

Die Ärzte sagen, er muss ausziehen aus seiner Wohnung. Walter Benjamin sagt, die kennen Walter Benjamin nicht. Ihn, der seit der Explosion eine noch viel größere Aufgabe hat als jene, die 26 Stufen zu bewältigen.

Es sind zwei Freunde da, um ihn aufzufangen, falls er fällt. Walter Benjamin stemmt sich mit der Krücke aus dem Rollstuhl hoch und wankt die Treppe hinauf, das Prothesenbein, eine Schiene aus Stahl, ist auf einmal aus Gummi, und Walter Benjamin, eben noch ein kräftiger Mann, hat sich in eine viel zu schwere Marionette verwandelt, die jede Sekunde zu Boden sinken muss. Auf Stufe 19 strauchelt er, die Freunde halten ihn. Sie halten ihn noch einmal auf Stufe 21. Stufe 25 ist schräg angeschnitten. Er setzt die Krücke ab und findet auf Stufe

25 keinen Platz für das Prothesenbein. Er hat vergessen, die scheiß Schmerzkapsel zu nehmen, denkt Walter Benjamin, aber da liegt er schon.

340 Menschen wurden bei den Brüsseler Anschlägen am 22. März verletzt, 35 getötet, davon drei Attentäter. Viel ist geschrieben worden über die Terroristen Ibrahim und Khalid El Bakraoui, Mohamed Abrini und Najim Laachraoui. Nach den Anschlägen wurde ein Netz sichtbar, das der »Islamische Staat« zwischen Rakka in Syrien, Paris und Brüssel gesponnen hatte, auch nach Deutschland führen einige Fäden. Es gibt aber noch ein zweites Netz, über das bisher wenig geschrieben wurde. Das Netz, das die Opfer miteinander verbindet.

Walter Benjamin, der gerade den aufrechten Gang neu lernt, bildet eine Schmerzensgemeinschaft mit Menschen in den USA, in Liberia, China, Japan, Ecuador, Polen, Deutschland. Mit Frommen und Atheisten, Armen und Reichen. Walter Benjamin, benannt nach seinem Großvater, nicht nach dem berühmten Philosophen, ist aus Zufall und ohne dass er sich dazu entschlossen hätte, verbunden mit den Angehörigen des Software-Ingenieurs Raghavendran Ganesan, die am anderen Ende der Welt leben, in Chennai, Indien. Er ist verbunden mit dem Witwer und den drei Kindern der muslimischen Lehrerin Loubna Lafquiri, die am anderen Ende der Stadt leben. Walter Benjamin ist verbunden mit den Eltern von Sascha und Alexander Pinczowski, zwei Geschwistern, die zwischen Maastricht und New York pendelten. Alles Menschen, denen sich die für unser Jahrzehnt existenziellen Fragen brutal konkret stellen: Wie kann man nach dem Terror weiterleben? Wie kann man mit ihm leben? Wie geht das, »die Terroristen nicht gewinnen lassen«, wie alle reflexhaft fordern, sobald wieder einmal etwas passiert ist?

Man kann als westlicher Bürger ein halbes Jahr nach dem 13. November zu einem EM-Spiel ins Stade de France in Paris gehen. Man kann in Orlando demonstrativ in einem Schwulenclub tanzen. Man kann in Brüssel, wo tagtäglich EU-Beamte, Diplomaten und Politiker ein- und ausfliegen, weiter einen globalen Lebensstil pflegen. Man kann in der Türkei Urlaub machen, auch nach dem jüngsten Anschlag am Atatürk-Flughafen in Istanbul. Aber es wird sich nicht anfühlen, als würde man »einfach weitermachen wie bisher«, sondern, unterschwellig zumindest, wie eine gesellschaftliche Pflicht. Andere ahnen es erst. Diejenigen, die zum Netz der Opfer gehören, wissen es: »Einfach weitermachen wie bisher« ist weder klug noch möglich.

Die chirurgisch-orthopädische Station des Universitätskrankenhauses Jette, Brüssel, ein Tag im Mai. Gerade hat die Besuchszeit begonnen. In Walter Ben-

jamins Zimmer drängeln sich schon seine Mutter, ein Freund, den er seit 20 Jahren nicht gesehen hat, und zwei frühere Schulkameraden. Die Tür steht offen, es lohnt sich nicht, sie zu schließen. Weitere Besucher werden kommen, und für jeden werden die Pfleger geduldig einen neuen Stuhl hereintragen.

Zwei Tage nach dem Attentat beginnt Walter Benjamin, auf Facebook über sein Leben im Krankenhaus zu schreiben, erst nur für Freunde, um ihnen zu sagen, dass er noch lebt. Für Helfer, Ärzte, Krankenschwestern, um ihnen zu danken. Dann für ein größeres Publikum. Das Fernsehen wird auf ihn aufmerksam. In seinem Krankenzimmer gibt er dem Sender RTL ein Interview. Er sagt, dass 99,99 Prozent der Muslime fabelhafte Leute seien.

Am 28. März, sechs Tage nach dem Attentat, schreibt Walter Benjamin auf Facebook:

»Ich lese im Internet, dass manche denken, ich hätte 99 Prozent meiner Neuronen verloren.«

Am 29. März, eine Woche nach dem Attentat, bringen die Pfleger Stühle für das belgische Königspaar.

Am 31. März, neun Tage nach dem Attentat, klopft ein Mann schüchtern an die Tür. Es ist Hassan Elouafi, den Walter Benjamin zuletzt am Flughafen sah und der ihn in der Universitätsklinik ausfindig gemacht hat. Von nun an wird er drei-, viermal die Woche zu Besuch kommen.

Auch heute, an diesem Tag im Mai, quetscht er sich zu der Mutter und den anderen Besuchern ins Zimmer. Sofort beginnt Walter Benjamin, seinen alten Freunden von Hassan Elouafis Heldentat zu berichten. Er hat diese Geschichte schon Hunderte Male erzählt, aber auch dieses Mal wird er seinen Retter wieder nach einigen Details fragen, um die Lücken in seiner Erinnerung zu füllen. Es ist, als erobere er sich seine eigene Biografie zurück.

Walter Benjamin wollte nach Tel Aviv fliegen, zu seiner Tochter, die dort bei seiner Ex-Frau lebt. »Ich stand am Check-in-Schalter gegenüber von Starbucks«, sagt er, »da hörte ich einen Knall. Ich dachte, es wäre ein Böller, und fragte mich, wer so doof ist, mitten am Flughafen mit einem Böller rumzuknallen. Dann sah ich eine Feuerkugel ein paar Meter von mir entfernt.«

Als in der Abfertigungshalle alle Menschen, die noch rennen konnten, rannten – um nach draußen zu fliehen, um sich im Gepäckverladeraum zu verstecken oder hinter dem Vorhang eines Fotoautomaten –, da sah der Flughafentechniker Hassan Elouafi, ein 41 Jahre alter Belgier mit marokkanischen Wurzeln, Muslim,

verheirateter Vater von vier Kindern, dass sich zwischen all dem Staub und den Trümmern, zwischen den Leichen und den herumliegenden Körperteilen etwas bewegte. Hassan Elouafi stieg über die Toten und kam etwa gleichzeitig mit einem Soldaten bei Walter Benjamin an: Das rechte Bein war weggesprengt, aus dem Stumpf schoss Blut. Der Soldat legte einen Druckverband an. Hassan Elouafi fragte den Schwerverletzten: »Wollen Sie jemanden anrufen?« Walter Benjamin sagte die einzige Nummer, die er auswendig kann. In das Handy, ans Ohr gehalten von seinem Helfer, sprach er hinein: »Mama, sei einmal im Leben still, das ist jetzt wichtig. Ich bin am Flughafen. Es gab eine Explosion, ich bin verletzt worden. Vielleicht werde ich sterben.« Sie solle in Israel anrufen, bei der Familie.

Die Mutter, im Krankenzimmer zusammengesackt auf dem Stuhl, sagt: »Ich bin verrückt geworden vor Angst.«

Hassan Elouafi flüstert: »Der Mann neben Walter hatte keinen Kopf mehr.«

Es ist der 22. März, halb neun am Morgen, am Flughafen Zaventem hält der Muslim Hassan Elouafi den Juden Walter Benjamin wach, als Raghavendran Ganesan in seiner Brüsseler Wohnung sitzt. Wie jeden Morgen öffnet er das Computerprogramm Skype, um die 8.000 Kilometer in seine indische Heimat zu überbrücken und seine Mutter und seine Frau anzurufen.

Sie reden über die Hitzewelle in Indien, und er fragt, wie es seinem Jungen geht, Arjun, erst sechs Wochen alt, die letzten Tage hat er ein wenig gekränkelt. Wieder gesund, sagt die Mutter, aber komm bald, er braucht seinen Vater. In zwei Monaten bin ich zurück und bleibe für immer, sagt er und legt auf.

Raghavendran Ganesan ist 30 Jahre alt und schlauer als die meisten Menschen, ein Programmierer, der von seinen Kollegen »Genie« genannt wird. Ein schlanker, langer Mann mit freundlichem Gesicht, Seitenscheitel und Brille. Vor vier Jahren kam er nach Brüssel, um für den größten Mobilfunkanbieter des Landes zu arbeiten. Er hat hier in Belgien viel Geld verdient und sich in Indien eine Wohnung gekauft, in einem neuen Hochhauskomplex, fernab von den überfüllten, schmutzigen Straßen der Stadt, in einer Gated Community. Die Globalisierung, sie hat ihm den sozialen Aufstieg ermöglicht. In wenigen Wochen will er dort einziehen: mit seinem Sohn, seiner Frau und seinen Eltern. Den Flug in seine Zukunft hat er schon gebucht, ein One-Way-Ticket.

Raghavendran Ganesan ist ein pünktlicher Mensch, jeden Tag um kurz vor neun verlässt er das Haus, um die U-Bahn zur Arbeit zu nehmen. Von der Station

Merode sind es mit der Metrolinie 5 vier Stationen bis zu seiner Arbeit. Er steigt an diesem Morgen in den zweiten Waggon, jenen, in den zwei Stopps zuvor auch Khalid El Bakraoui gestiegen ist. Die Metro hält bei der Station Schuman und dann in Maelbeek. Um 9.11 Uhr sprengt Khalid El Bakraoui sich in die Luft.

Im indischen Chennai sitzt die Mutter des Getöteten, vergräbt ihr Gesicht in den Händen und ruft: »Fünf Minuten! Hätte ich doch nur fünf Minuten länger mit meinem Sohn gesprochen! Ich hätte sein Leben gerettet.« Sechs Wochen sind vergangen, seit der Terror auch ihren Alltag zerstörte. Sechs Wochen, in denen sie sich in Hätte-wäre-könnte-Spiralen verfängt. Sie sitzt auf dem nackten Boden ihres bescheidenen Hauses aus Beton, an den Wänden hängen Bilder von Hindu-Göttern, ein Ventilator weht die Hitze durch den Raum. Von draußen dringt eine Kakophonie aus Hupen und knatternden Rikscha-Motoren ins Haus.

An ihrer Seite sitzt die trauernde Familie: der Vater, der früher Angestellter bei einem Logistikunternehmen war und vor ein paar Monaten in Rente gegangen ist. Der kleine Bruder, der in Paderborn Elektrotechnik studiert und nun angereist ist, um der Familie zu helfen. Und die Ehefrau Vaishali, Witwe mit 26, eine indische Schönheit mit riesigen braunen Augen, aus denen Tränen fallen. In ihren Armen hält sie das schlafende Baby, eine ständige Erinnerung an das Hätte-Leben.

Raghavendran war der einzige Verdiener der sechsköpfigen Familie, er hatte seinen Eltern gesagt, er werde sie nun, da sie alt sind, versorgen. Auch deshalb schien den Ganesans die Globalisierung wie ein Segen: Raghavendran konnte in Europa Karriere machen, konnte sich und seiner Familie damit in der Heimat neue Freiheit erkaufen. Heute wissen sie, dass die Globalisierung nicht nur den Wohlstand bringt, sondern auch den Terror.

Brüssel, die Stadt, in der die Attentäter ihre Zelle gegründet hatten, ist eine der globalsten Städte der Welt. Die Hauptstadt Europas, 1,2 Millionen Einwohner, davon sind zwei Drittel nichtbelgischer Herkunft. Wer durch die Straßen geht, hört Niederländisch, Französisch, Arabisch, Englisch, Türkisch.

Globalisierung bedeutet immer, dass Grenzen verwischt werden, die Grenzen zwischen den Ländern, die Grenzen in den Köpfen, die Grenzen zwischen den Kulturen. Traditionen gehen verloren, alte Regeln gelten nicht mehr. Die neue Freiheit bringt auch neue Unsicherheit. Man kann sagen: Die Globalisierung ist die Stärke und die Schwäche der Moderne zugleich.

Die Bakraoui-Brüder, Abrini, Laachraoui und die anderen Terroristen: Sie wollen den Westen zurückbomben in eine Welt, in der sich Kulturen nicht mischen.

Am 11. September 2001 griffen die Terroristen den Kapitalismus an, beim Massaker in der Redaktion von Charlie Hebdo die Meinungsfreiheit, beim Attentat vom Bataclan den westlichen Lebensstil und in Orlando die sexuelle Freiheit. Brüssel war ein Angriff auf die Internationalität. Der Anschlag am Flughafen Zaventem und an der Metrostation Maelbeek mitten im EU-Viertel steht wie kaum ein anderer für die Überforderung durch diese neue Weltordnung.

Während die Mutter indisches Curry und Chapatis serviert, erzählt die Familie von den Stunden nach dem Attentat. Als sie das Skype-Gespräch beendet hatten, schaltete die Mutter den Fernseher ein und sah die Trümmer am Brüsseler Flughafen, die Menschen, die aus dem Terminal flüchteten. Immer wieder wählte sie die Handynummer ihres Sohnes, es klingelte und klingelte, aber Raghavendran hob nicht ab. Der Bruder erreichte Brüssel noch am selben Tag und lief in der panischen Stadt von Krankenhaus zu Krankenhaus, aber keiner konnte ihm sagen, wo Raghavendran war. Zwei Tage später kamen auch die Eltern in Brüssel an, Arbeitskollegen von Raghavendran halfen ihnen bei der Suche. Als sie auch am dritten Tag nichts von ihm hörten, wuchs der Gedanke an das Unerträgliche.

Raghavendran Ganesan, Walter Benjamin, Hassan Elouafi: Man könnte sie als Kriegsopfer unserer Zeit bezeichnen. Wie die Weltkriege bringen die terroristischen Attentate Witwen und Waisen hervor, Versehrte und Traumatisierte.

»Frankreich ist im Krieg«, sagte François Hollande nach den Anschlägen von Paris. Auch Joachim Gauck nannte den Terror eine »neue Art von Krieg«, und Papst Franziskus sprach vom »Dritten Weltkrieg«.

Es gibt heute keine klare Definition mehr: Krieg bedeutet längst nicht mehr, dass Staaten gegen Staaten kämpfen. Nicht mal im Frieden ist kein Krieg.

Als George W. Bush nach dem 11. September den »Krieg gegen den Terror« begann, war das eine Entschuldigung für alles: für Guantánamo, für Folter, für den Angriff auf den Irak. Wenn wir das, was jetzt geschieht, einen Krieg nennen – tun wir dann genau das, was die Terroristen von uns wollen?

Am 7. April, 16 Tage nach dem Attentat, postet Walter Benjamin:

»Wir dürfen nicht das Spiel jener Barbaren spielen, die zu Unrecht eine Religion benutzen, um den Tod zu säen und Unschuldige in Henker zu verwandeln. Muslime, Juden, Christen, lasst uns handeln.«

9. April, 18 Tage nach dem Attentat: »Ich weine wie ein Idiot, ich bin 47 Jahre alt, und ich sage mir: Scheiße, welchen Schmerz habt ihr diesem Land zugefügt, das ich so sehr liebe?«

Walter Benjamins Äußerungen werden immer politischer. Der Oberrabbiner von Brüssel, der Vorsitzende der Muslime in Belgien und die israelische Botschafterin besuchen ihn im Krankenhaus. Es tauchen fremde Menschen auf, die Walter Benjamin kennenlernen wollen. Menschen, die ihn schon lange vergessen hatten. Alle bekunden ihre Solidarität. Bald muss Walter Benjamin darum bitten, die Besucher mögen nicht unangemeldet kommen. Wer immer kommen darf: Hassan.

Walter Benjamins Nachricht, Hassan Elouafi habe beim Wiedersehen im Krankenhaus in seinen Armen geweint und gesagt: »Ich bin so froh, dich lebend zu sehen«, wurde 28.000-mal auf Facebook geteilt.

»Hassan« heißt übersetzt »der Gute«. Am Flughafen war Hassan Elouafi bis zum 22. März zuständig für die Luftzufuhr der Flugzeuge und die Bildschirme im Flughafengebäude. Als die erste Bombe explodierte, machte er gerade einen Kontrollgang durch die Abflughalle. Seitdem war er nicht mehr am Flughafen, er weiß nicht, wie er diesen Ort wieder betreten soll, an dem er den Daueralarm der blockierten Gepäckbänder hörte, wie er den Fuß auf den Boden setzen soll, auf dem die Trümmer und die Leichen und die abgetrennten Körperteile lagen. Das Wasser der Sprinkleranlage regnete darauf, bis alles einen See bildete und bis irgendjemand ihn, den Techniker, bat, die Sprinkleranlage abzuschalten.

Sein Körper ist gesund, und trotzdem wirkt Hassan Elouafi im Vergleich zu Walter Benjamin viel schwerer verletzt. Er ist krankgeschrieben. Anstatt zur Arbeit zu gehen, bringt er jetzt Couscous an Walter Benjamins Klinikbett. Er rasiert seinem Freund den Schädel, er schiebt ihn im Rollstuhl durch den Krankenhauspark. Ein Zeichen des Sieges über die Terroristen: Ihr wolltet den Krieg zwischen den Religionen – was ihr bekommt, ist unsere Versöhnung.

Sobald Walter Benjamin wieder reisen kann, wollen sie zusammen nach Israel fliegen. Walter Benjamin will einen Baum für Hassan Elouafi pflanzen, Hassan Elouafi will in der Al-Aksa-Moschee in Jerusalem beten, weil ein Gebet dort 500-mal so viel wert ist wie ein Gebet in Brüssel. Walter versucht, seinem Freund Hassan zu erklären, dass die israelische Mauer ein notwendiges Übel ist. Hassan ermahnt seinen Freund Walter, ihn bitte nicht als »Araber« zu bezeichnen, son-

dern als »Muslim«. Die beiden versuchen im Kleinen, was die Gesellschaft im Großen lernen muss, nach jedem Terroranschlag mehr: sich auszutauschen.

Die weiterführende Schule La Vertu, »Die Tugend«, an der Loubna Lafquiri unterrichtete, ist in einem Altbau im Brüsseler Stadtteil Schaerbeek untergebracht. Die Nachbarn rechts und links: zwei katholische Schulen. La Vertu ist eine muslimische Schule. Sie wurde, nach jahrelangem Streit mit den Behörden, erst im letzten Sommer gegründet. Zuletzt hatten Gegner eine Online-Petition gestartet. Die Unterzeichner wüteten: »Man will uns infiltrieren!« – »Wir sind nicht in Saudi-Arabien!« – »Aus diesen Schülern werden Dschihadisten!«

Heute hat La Vertu 122 Schüler. Sport, Schwimmen, Biologie sind Pflicht, das Kopftuch ist es nicht. Trotzdem tragen es viele Schülerinnen und die meisten Lehrerinnen.

Das Wort »Ghetto-Schule« trifft es nicht. Die Schüler sind wild gemischt: Diplomaten- und Professorenkinder sind dabei, viele kommen aus einfachen Familien. Imame schicken ihre Töchter und Söhne hierher, auch Salafistenfamilien. An der Schule La Vertu zählt die Toleranz mehr, als die Kritiker vermuteten. Und die Toleranz gilt auch für die, die ihren Glauben streng leben. Mit allen, auch mit den Salafisten, sagen die Kollegen, kam die Sportlehrerin Loubna Lafquiri gut zurecht.

Loubna Lafquiri trug kein Kopftuch, dafür neonfarbene Turnschuhe, was gut zu ihrem Tempo passte, wie die Kollegen sagen. Sie ging oft schwimmen und joggen, sie tanzte, sie spielte Hockey. Vor einigen Jahren hatte sie einen Verein gegründet, der Schwimmkurse und Wanderausflüge für Frauen anbot. Loubna Lafquiri wollte die muslimischen Mütter aus ihren Wohnungen herausholen, ihnen ein positives Körpergefühl vermitteln, Selbstbewusstsein.

Ein Foto, das nach dem Attentat kursierte, zeigt eine strahlend lächelnde Frau, die ein Kleinkind auf dem Rücken trägt. Ihren Arm hat sie um ein älteres Kind gelegt. Die beiden sind ihre jüngeren Söhne, zwei und acht Jahre alt, es gibt auch noch einen Zehnjährigen.

Bevor sie ihre Arbeit an der neuen Schule antrat, hatte Loubna Lafquiri zehn Jahre an einer muslimischen Grundschule unterrichtet. Jetzt wollte sie sich um die Älteren kümmern, sie dazu motivieren, sich eine Zukunft aufzubauen.

Im Lehrerzimmer ist das Fach mit der Aufschrift »Loubna« unberührt, die Schule will noch keinen Nachfolger suchen. »Wir stecken immer noch mitten-

drin«, sagt Loubna Lafquiris Vorgesetzter Hamza Boukhari. Ein bärtiger Mann, Belgier mit marokkanischen Wurzeln, 35 Jahre alt. An seinem Büro hängt ein Schild mit einem Descartes-Zitat: »Der Zweifel ist der Weisheit Anfang.« Hamza Boukhari bedauert es, dass die Gesellschaft so viel über Kopftücher streitet. Er würde sich lieber über Bildung unterhalten.

»Die muslimische Gemeinschaft zahlt einen höheren Preis als alle anderen«, sagt Hamza Boukhari. Seine Schüler trauern nicht nur um ihre Lehrerin, die viele von früher aus der Grundschule kannten. Sie haben nicht nur, wie alle, Angst vor einem neuen Attentat. Für sie gibt es da noch etwas anderes, etwas, wovon sie erst eine grobe Ahnung haben. »Die Islamophobie wird noch ganz neue Formen annehmen.«

Einmal, erzählt Hamza Boukhari, sei Loubna Lafquiri mit 50, 60 Schülern zu einem Ausflug gefahren. Viele der Mädchen trugen ein Kopftuch. In der Metro stürmte ein Mann auf die Lehrerin zu und schrie sie an: »Ihr seid alle Terroristen!«

Nachdem Loubna Lafquiri selbst Opfer von Terroristen geworden war, kam niemand von den katholischen Schulen nebenan vorbei, um zu kondolieren. Kein Politiker ließ sich blicken. Das kränkt Hamza Boukhari. Als Opfer passen die Muslime nicht ins Bild, nur als Täter.

Am 18. März hetzte Loubna Lafquiri zur Schule. »Bei uns im Viertel ist der Teufel los«, sagte sie zu Hamza Boukhari, »die haben alles abgesperrt.« Loubna Lafquiri lebte mit ihrem Mann und ihren Kindern in Molenbeek, jenem Stadtteil, den die Welt seit einiger Zeit zu kennen glaubt. Sie fühlte sich wohl dort, sagen die Kollegen. Doch an dem Tag, an dem die Polizei Salah Abdeslam festnahm, den Attentäter von Paris, wurde es Loubna Lafquiri unheimlich. Die Wohnung, in der er sich versteckt hatte, ist nur ein paar Häuser von ihrer entfernt, »so nah!«, sagte sie.

Vier Tage später, am 22. März um 9.07 Uhr, steigt Loubna Lafquiri auf dem Weg zur Schule an der Station Schuman in den zweiten Waggon der Metrolinie 5, in jenen Waggon, in dem schon der indische Programmierer Raghavendran Ganesan sitzt.

Der Mann von Loubna Lafquiri war Metrofahrer. Ein Beruf, den er kaum wieder ausüben wird. Am 1. April, zehn Tage nach dem Attentat, verliest eine Lehrerin bei einer Trauerfeier einen Brief des Witwers: eine Liebeserklärung an seine tote

Loubna. Der letzte Satz lautet: »Molenbeek, das ist nicht nur Salah Abdeslam, Molenbeek, das ist auch Loubna Lafquiri.«

Bei der Feuerwehr gibt es eine Regel, die besagt: Der Jüngste muss als Erstes los. Die Regel soll dafür sorgen, dass Feuerwehrleute Einsatzerfahrung sammeln. Als um 8.10 Uhr in der Zentralen Wache von Brüssel, Avenue de l'Héliport, über Lautsprecher die Ansage »Notruf wegen Feuer« tönt, haben die Männer gerade ihren Morgenappell im Innenhof beendet. Der Kapitän Nicolas Jalet, 36, nimmt die Meldung »zwei Explosionen in Zaventem« entgegen und schickt den Jüngsten der Offiziere mit einer Kolonne zum Flughafen. Um 9.12 Uhr wieder ein Alarm – die Explosion in Maelbeek. Maelbeek, das ist die Metrostation von Nicolas Jalets Kindheit. Er kennt sie in- und auswendig. Und er hat, seitdem er Feuerwehrmann ist, immer wieder durchgespielt, wie er bei einem Attentat auf eine U-Bahn-Station vorgehen würde. Er hat das Attentat von London im Kopf.

Es gibt einen Offizier, der jünger ist, der nun eigentlich rausmüsste. Aber das hier ist Nicolas Jalets Ding, »ich mache das«. Seine Kolonne rast los. Sie stoppt an einem Seiteneingang der Metrostation. Dann steigt Nicolas Jalet hinunter in den Rauch.

»Wir sind für das Schlimmste zuständig«, sagt er. »Alle Probleme landen am Ende bei uns.« Es war seine Kompanie, die den verletzten Salah Abdeslam ins Krankenhaus brachte – und es waren er und seine Leute, die die Verletzten aus der Station Maelbeek rausholten.

An seinem freien Tag sitzt Nicolas Jalet in seinem Wohnzimmer, ein durchtrainierter Mann in grauem T-Shirt und einer kurzen blauen Hose, die in auffälligem Kontrast zu seinen strengen Gesichtszügen steht. Er wohnt alleine hier in einem Stadthaus am Rande von Brüssel. Im Regal: Bücher über Stalingrad, Hitler, den D-Day, Pompeji. Eigentlich wollte er Historiker werden. Dann fand er, es sei klüger, im Heute etwas zu verbessern, als zu versuchen, das Früher zu verstehen.

Nicolas Jalet zieht einen Stadtplan aus dem Regal, faltet ihn auseinander und breitet ihn auf dem Marmortisch aus. Über den Plan sind größere und kleinere schwarze Punkte verstreut. Er hält alle Feuer fest, die er gelöscht hat, er kartografiert seine Siege über den Schrecken. Bei der Metrostation Maelbeek ist noch nichts eingezeichnet. Nicolas Jalet hat noch nicht abgeschlossen mit diesem Einsatz.

Vielleicht kann man erahnen, was Nicolas Jalet erlebt hat, wenn man weiß, dass er die Menschen, deren Überreste er in der Metrostation gesehen hat, nicht mit den Fotos zusammenbringen konnte, die später in den Zeitungen erschienen.

»Vielleicht bin ich auf diese Leute draufgetreten«, sagt er, als enthalte die Brutalität seiner Worte gleichzeitig eine Beruhigung: »Ich halte das aus.«

Als sie unten waren in der Metrostation, klingelten unablässig die Handys der Toten.

Nicolas Jalet denkt mit Grauen an jenen Tag. »Meine Kollegen und ich, wir sind in gewisser Weise auch Opfer. Wir sind alle gezeichnet.« Trotzdem sagt er, dass er das Leben seit dem 22. März positiver sieht. Er hat überlebt. Er konnte helfen. Und in Zukunft wird er noch besser vorbereitet sein.

»Ich will nicht«, sagt er, »dass der 22. März mein Leben ist.«

Wie kommt es, dass der eine ein grauenvolles Erlebnis gut verkraftet, der andere nicht? Und wenn es eine Antwort auf diese Frage gibt, können wir als Gesellschaft etwas daraus lernen?

Die erste Therapeutin, bei der Walter Benjamins Freund Hassan Elouafi Hilfe suchte, war überfordert. Als er weinte, weinte auch sie. Es war Walter Benjamin, der Hassan Elouafi empfahl, es einmal mit einem Spezialisten zu versuchen, den er kennt. Ein Israeli, der mit der Psyche von Attentatsopfern vertraut ist. Israel hat auf dem Gebiet einen traurigen Vorsprung an Erfahrung.

Yori Gidron ist ein kleiner, freundlicher Mann, der versucht, Gefühle zu ordnen. Ein Psychologe und Neurowissenschaftler, für den das Leiden einer Seele viel mit Hirnzellen, Synapsen und Nervenbahnen zu tun hat. Yori Gidron hat in Kanada und Israel geforscht, zurzeit lehrt er an der Universität Brüssel. Er ist besessen von der Idee, herauszufinden, was genau im Gehirn geschieht, wenn ein Mensch eine existenzielle Bedrohung erlebt – und wie man dieses Wissen nutzen kann, um eine Traumatisierung zu verhindern oder zu behandeln.

Er war schon oft an Orten, an denen sich Katastrophen ereignet hatten. Er hat humanitäre Einsätze im Erdbebengebiet in Nepal begleitet, Einsätze bei Tsunami-Opfern in Japan, zuletzt war er für die Vereinten Nationen in Haiti. Das Erstaunliche ist: An all diesen Orten hat Yori Gidron viele Menschen kennengelernt, denen noch so schreckliche Ereignisse nichts anhaben konnten. Diese Menschen hatten alles verloren, sie hatten Tage in Todesangst verbracht, dennoch waren sie psychisch vollkommen intakt. Yori Gidron nennt sie lieber »Überlebende« als »Opfer«, was ein feiner und gleichzeitig ein großer Unterschied ist.

Betritt man Yori Gidrons kleines Büro an der Brüsseler Universitätsklinik, zwei Etagen unter dem Krankenzimmer von Walter Benjamin, erscheint einem das, was der Terror mit den Opfern macht, zwar noch immer grausam, aber doch zu

fassen, mit Zahlen, Berechnungen, Statistiken. Im Gespräch mit dem Fachmann für die Leiden der Seele wird der Blick auf das Leben mit dem Terror beruhigend rational.

Yori Gidron klappt sein Notebook auf und startet eine PowerPoint-Präsentation. Auf dem Bildschirm bauen sich Balkendiagramme auf: Nach einem Verkehrsunfall haben 20 Prozent der Opfer eine posttraumatische Belastungsstörung, nach einer Vergewaltigung 45 Prozent. Bei einem Terrorakt sind es knapp 30 Prozent. 30 Prozent – das heißt, dass 70 Prozent der Menschen, die einen Terrorakt miterleben, seelisch gesund bleiben. Sie haben keine Flashbacks, keinen erhöhten Puls, keine Schlaf- oder Konzentrationsstörungen, alles typische Merkmale einer posttraumatischen Belastungsstörung. Der Fachbegriff für die Unverwüstlichkeit dieser Probanden lautet »Resilienz«.

Was ist anders im Gehirn dieser Menschen?, fragte sich Yori Gidron. Forscherkollegen schoben Patienten, die etwas Bedrohliches erlebt hatten, in ein MRT-Gerät und spielten Geräusche ein, die der Klangkulisse des traumatischen Ereignisses ähnelten: zerspringendes Glas, berstendes Holz, zusammengedrücktes Metall. Andere Wissenschaftler machten ähnliche Versuche mit Videos. Bei den Traumatisierten war eine Hirnregion besonders aktiv, während sie die Geräusche hörten und die Videos sahen: die Amygdala, die für die Verarbeitung von Gefühlen zuständig ist. Bei den resilienten Patienten flackerte der Neokortex auf, der für den Verstand zuständig ist. Was, wenn man den Neokortex animieren könnte?

Es ist bekannt, dass Bilder eher die Amygdala reizen, Worte eher den Neokortex. Yori Gidron bat Unfallopfer, ihre Geschichte zu erzählen. Sie taten das wie alle Menschen, die einer bedrohlichen Situation entkommen sind: durcheinander, aufgeregt, voller Emotion. Yori Gidron unterbrach sie immer wieder. Sagte ein Proband »Ich hatte Angst« oder »Ich war in Panik«, fragte der Professor: Warum hatten Sie Angst? Warum waren Sie in Panik? Er hakte nach: Was geschah zuerst, was genau passierte dann? Er machte sich Notizen, und dann erzählte er seinen Probanden ihre Geschichte noch einmal neu, nüchtern, klar, eins nach dem anderen. Eine logische, ein wenig langweilige Schilderung, in der viele Sätze mit »weil«, »deshalb«, »darum« verbunden waren. »Der Knall, den Sie hörten, kam von dem Aufprall.« – »Sie fürchteten sich, weil Sie Ihre Tochter nicht sehen konnten.« Dann bat er die Patienten, ihre Erlebnisse noch einmal auf genau diese Weise zu berichten. Er bat sie, sie aufzuschreiben.

In Belgien und Israel hat Yori Gidron mehrere Studien zu dieser Methode gemacht, auch mit Terroropfern. »Wir konnten es selbst nicht glauben«, sagt er. Drei Monate nach dem Ereignis hatten die Probanden so gut wie keine Flashbacks mehr. Auch ein israelischer Kollege, der eine ähnliche Methode entwickelte, hat großen Erfolg.

Wenn Yori Gidron seine Forschungsergebnisse bei Kongressen vorstellt, verlassen manche seiner Kollegen den Saal. Denn die Methode widerspricht dem, was in der Traumatherapie lange üblich war und noch oft praktiziert wird: Man animiert den Patienten dazu, die traumatische Situation immer und immer wieder emotional zu durchleben – man provoziert also ein ständiges Feuern der Amygdala.

In Israel ist Yori Gidron selbst um Sekunden einem Attentat in einem Zug entkommen, seine Mutter wurde bei einem Anschlag verletzt. »Wir wissen noch so wenig«, sagt er, »und wir müssen so dringend mehr wissen.« Nicht nur die Medizin wird sich weiterentwickeln müssen. Es geht darum, den Neokortex der ganzen Gesellschaft zu aktivieren.

Edmond und Marjan Pinczowski sind ein schönes Paar, immer noch. Er: 70 Jahre alt, schlank, graue Haare, das Hemd mit Manschettenknöpfen, Kurzname Ed. Sie: 63, zierlich, hellgrüne Augen, der Teint lässt ihre indonesischen Wurzeln erahnen. Die beiden Niederländer sind seit 38 Jahren verheiratet, er war Hotelmanager, sie die Frau an seiner Seite, die ihm überallhin folgte, wo er die Hotels großer Ketten leitete: nach Nairobi, Jerusalem, Jamaika, Brüssel, Antalya, Frankfurt, Athen. Ein Leben, das ihnen viele schöne Momente schenkte. Zu den schönsten gehörten jene Abende in Antalya, wenn der Muezzin rief. Dann ging Marjan Pinczowski raus auf den Balkon, um ihm zuzuhören.

Die Pinczowskis sind Weltbürger, aufgeschlossene Menschen. Seit Kurzem lebt das Ehepaar in der Nähe von Maastricht, Niederlande, wo Edmond, der die Rente gerade mal zwei Wochen lang ertrug, nun an der Hotelfachschule unterrichtet. Die Tochter Sascha, 26 Jahre alt, und der Sohn Alexander, 29, pendelten nach New York, wo sie studierten. Mit den Eltern waren sie, über Ozeane und Zeitzonen hinweg, ständig über das Handy verbunden.

Gerade waren die Kinder für ein paar Wochen bei den Eltern zu Besuch gewesen, am 22. März wollten sie zurück in die USA. In der Abflughalle, an Schalter 11, Delta Airlines, warteten sie auf die Abfertigung. Alexanders Handy klingelte, es war seine Mutter.

»Habt ihr schon eingecheckt?« – »Wir stehen gerade in der Schlange«, sagte Alexander Pinczowski. »Warte«, sagte die Mutter, »Papa will dir noch was sagen.« Als Edmond Pinczowski das Handy nahm, hörte er ein berstendes Geräusch. Dann war die Leitung tot.

Es ist vieles zerstört seitdem. Der Alltag, ein Lebensplan, Überzeugungen. Nichts ist mehr wie zuvor, die Welt hört sich nicht einmal an wie früher. Die Mutter schläft jetzt mit Ohrstöpseln, weil das Vogelgezwitscher am Morgen sie an den ersten Tag erinnert, an dem sie mit dem Gedanken aufwachte: »Meine Babys sind fort.«

Fünf Wochen nach dem Anschlag, vier nach der Beerdigung der Kinder, begleitete Marjan Pinczowski ihren Mann auf eine Dienstreise in die Vereinigten Arabischen Emirate. Als sie im Hotel eincheckten, drang die Stimme des Muezzins in die Lobby, und Marjan trat vor das Hotel. Die Stimme des Muezzins, sagt sie, klang bittersüß.

Der Flug nach Dubai war ihr erster nach dem Anschlag gewesen. Abflug in Düsseldorf, um es erträglicher zu machen. Einen Sitz neben ihnen, nur durch den Gang von ihnen getrennt, saß ein düster blickender junger Mann. Marjan Pinczowski fand, er sehe den Attentätern ähnlich. Wie konnte er einfach so einen Film schauen und das Bordmenü essen? Sie brach in Tränen aus und weinte den ganzen Flug über, sechs Stunden lang, die Stewardess versuchte, sie zu trösten.

Beschämt erzählt Marjan Pinczowski, die schon auf der ganzen Welt gelebt hat, umgeben von Menschen aller Religionen und Hautfarben, der junge Mann sei vielleicht nicht mal marokkanischer Abstammung wie die Attentäter gewesen, vielleicht war er Inder. Seine Hautfarbe reichte, um ihn in ihren Augen verdächtig zu machen. »Er hörte mit, wie Ed der Stewardess unsere Geschichte erzählte«, sagt sie, »und dann beugte er sich hinüber zu meinem Mann und sagte: Ich bete für Sie und Ihre Frau.«

Nach dem Terror wächst die Angst vor dem Fremden, so war es in den USA nach dem 11. September, so war es in Madrid nach den Zuganschlägen, so war es in Israel nach der Zweiten Intifada. Eine verletzte Gesellschaft ist empfänglich für Vorurteile – und für Populismus. Unsicherheit soll überspielt werden mit Machtdemonstrationen. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet jetzt Parteien wie die AfD, die FPÖ, der Front National so erfolgreich sind in Europa.

Nach 9/11 schoss der Verkauf amerikanischer Flaggen in die Höhe, die Hersteller kamen nicht hinterher mit der Produktion. Zu groß war der Wunsch, sich

gegen den Feind abzugrenzen, den eigenen Patriotismus auszustellen. In der Vergangenheit haben Terroranschläge Gesellschaften immer nach rechts driften lassen.

Man würde annehmen, dass eine Gemeinschaft, die ständigem Terror ausgesetzt ist, auch in ständiger Angst lebt. Dass sie irgendwann angeschlagen sein wird und krank wie ein Boxer, der zu viele Kämpfe hinter sich hat.

Das Gegenteil ist der Fall. Irgendwann gewinnt der Neokortex die Oberhand, jener Teil des Gehirns, der für den Verstand zuständig ist. Je häufiger eine Gesellschaft vom Terror erschüttert wird, desto mehr gewöhnt sie sich daran. Es gibt nicht nur eine individuelle, sondern auch eine soziale Resilienz.

Im Zweiten Weltkrieg verließen Menschen in den Pausen zwischen Luftangriffen den Bunker und holten beim Bäcker Brötchen. Während des Nordirland-Konflikts, in dem Tausende Bomben gezündet wurden, fuhren die Menschen weiter mit dem Bus zur Arbeit. In Israel trafen sich die Bürger mitten in der Intifada im Café und aßen Falafel, auch wenn sie dabei auf ausgebrannte Autos blickten. Und in Bagdad gehen die Menschen jetzt noch täglich auf den Markt, obwohl dort immer wieder Bomben explodieren.

»An alles kann sich der Mensch, dieses Schwein, gewöhnen!«, so formulierte es einst Fjodor Dostojewski.

Der Terror wird zu einer neuen Normalität und dient als weiterer Beweis, unter welch widrigen Bedingungen wir leben können. Und wie immer, wenn der Mensch widrigen Bedingungen ausgesetzt ist, versucht er sich durch Rituale zu beruhigen.

Zwei Monate sind seit dem Attentat vergangen, als die belgische Regierung zu einer Gedenkfeier lädt. Der 22. Mai ist ein verregneter Sonntag, in Brüssel sind die Straßen um den Königlichen Palast abgesperrt, Soldaten marschieren über die Bürgersteige, Polizisten kontrollieren Autos. Vor einer Absperrung steigt aus einem Taxi die indische Familie Ganesan. Die Eltern des Programmierers Raghavendran, der Bruder, die Witwe mit dem Kind im Arm. Die beiden Frauen tragen ihre feinsten Saris, die Männer Lungis, traditionelle Wickelröcke. Sie gehen die Treppen des gigantischen Palasts hinauf.

Vor einem Jahr ist die Witwe Vaishali die Stufen schon einmal hochgelaufen, an ihrer Seite der Mann, mit dem sie ihr Leben verbringen wollte. 2014 hatte sie Raghavendran kennengelernt, und es war eine Liebesgeschichte wie aus

einem Bollywood-Film: verliebt beim ersten Treffen, ein halbes Jahr später die Hochzeit mit Henna und Blumen und Tanz. Sie zog zu ihm nach Brüssel, sie spazierten durch den Botanischen Garten und ließen sich durch den Königspalast führen. Als sie schwanger wurde, beschlossen die beiden, dass ihr Kind in Indien geboren werden und aufwachsen sollte. Vaishali sollte auf ihrem gemeinsamen Weg ins neue, indische Leben vorausgehen und dort auf ihn warten.

Rund 600 Gäste sind in den Thronsaal gekommen, Regierungsmitglieder, Botschafter, Soldaten, Feuerwehrmänner, Überlebende und Hinterbliebene aus der ganzen Welt. Zwischen ihnen nimmt Familie Ganesan nun schüchtern Platz in der zweiten Reihe, unter goldverzierten Kronleuchtern, auf Stühlen, die mit rotem Samt bezogen sind.

Ein Bläserquintett spielt Mozart, der König und der Premierminister halten auf Niederländisch und Französisch Reden, in denen sie von Anerkennung, Mut und einer besseren Welt sprechen.

Familie Ganesan sitzt still im Publikum und versteht kaum ein Wort, weil keiner für sie übersetzt.

Die Namen der 32 Todesopfer werden laut und langsam verlesen, und für jedes einzelne wird eine weiße Rose niedergelegt.

Raghavendran Ganesan.

Loubna Lafquiri.

Alexander Pinczowski.

Sascha Pinczowski.

Nach dem Anschlag von Brüssel hat es weitere Attentate gegeben, auf den Schwulenclub in Orlando, auf einen Polizisten bei Paris. Kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe dann der Angriff auf den Atatürk-Flughafen. Er wirkt wie eine Kopie der Tat von Brüssel, auch diesmal könnte es der IS gewesen sein. Die Bilder aus Istanbul und die aus Brüssel gleichen sich. Es ist, als wären wir in einer Endlosschleife des Terrors gefangen.

Wie kann man mit dem Terror leben? Die Opfer von Brüssel und ihre Angehörigen haben unterschiedliche Antworten gefunden. Die Eltern und die Witwe von Raghavendran Ganesan werden mit dem Baby in die Wohnung ziehen, die er gekauft hatte; der Bruder überlegt, von Paderborn nach Chennai umzusiedeln, denn er ist es jetzt, der für die Familie sorgen muss. Auch die Pinczowskis überlegen wegzugehen, die Mutter sieht in Europa keinen sicheren Ort mehr. An der

Grundschule, an der Loubna Lafquiri früher unterrichtete, wollen sie eine Turnhalle nach ihr benennen. Der Feuerwehrmann Nicolas Jalet hat sich in der Schweiz über Brände im Tunnel fortbilden lassen, denn wer weiß, ob die nächste Bombe nicht in einem Tunnel explodiert.

Und Walter Benjamin?

Im Universitätskrankenhaus, Abteilung Reha, hat er Besuch von einer Schülerzeitungs-AG. Sechs Mädchen, zwischen 15 und 17 Jahre alt, eine Lehrerin und ein Lehrer sitzen auf dem Krankenbett, auf Stühlen, auf dem Fußboden. Die Mädchen gehen auf eine katholische Schule. Trotzdem sind von den sechs Schülerinnen fünf Musliminnen, zwei kommen aus Molenbeek, »die Eltern schicken sie zu uns«, sagt die Lehrerin, »weil sie wissen: Hier lernen sie was.« Jetzt hören sie zu, mit aufgerissenen Augen, wie Walter Benjamin seine Geschichte erzählt: von dem Knall, von der Feuerkugel, von Hassan Elouafi, der ihm den Hörer ans Ohr hielt und der blieb, auch als ihm klar wurde, dass Walter Benjamin Jude ist. Ein Mädchen sagt: »Ich habe noch nie einen Israeli gesehen. Wenn das mein Vater wüsste.« Walter Benjamin erklärt ihr geduldig, dass er zwar Jude sei, aber die belgische und die französische Staatsangehörigkeit habe, dass Religionszugehörigkeit und Nationalität nicht dasselbe sind.

Unter den ungläubigen Blicken der Mädchen entblößt er die Wunde an dem Bein, das ihm geblieben ist, und sagt: »Es wird weitergehen. Es wird noch mehr Attentate geben. Und man wird Moscheen anzünden. Es liegt jetzt bei eurer Generation. Ihr müsst miteinander reden.«

Als das Gespräch zu Ende ist, stehen die Mädchen so vorsichtig auf, als könnten sie mit einer einzigen fahrigen Geste, mit einem einzigen zu lauten Geräusch das Band zwischen Walter Benjamin und ihnen zerreißen. Höflich verabschieden sie sich, aber er lässt sie noch nicht gehen.

Er muss ihnen noch von dem Fotoapparat erzählen, den er in seinem Rucksack hatte, als am Flughafen die Bombe explodierte und wohl auch den Fotoapparat sprengte. Walter Benjamin hing sehr an dieser Kamera. Oft zog er am Wochenende los, um Brüssel, seine geliebte Stadt, zu fotografieren. Nach Molenbeek kam er nie.

Und jetzt will Walter Benjamin nichts dringender als das. Deshalb ist er an seinem Wochenende daheim, dem ersten Wochenende, an dem er wieder aufrecht ging, noch einmal mit seinem Marionettenbein die 26 Treppenstufen hin-

abgestiegen. Er hat sich zu einem Fotogeschäft fahren lassen und eine neue Kamera gekauft.

Wenn er wieder laufen kann, sagt er jetzt zu den Mädchen, will er als Fotograf durch Molenbeek ziehen. Er will die Jugendlichen, die bei ihm im Krankenhaus waren, auch die Mädchen, zu Hause besuchen. Er will die Welten zusammenbringen. Das ist der einzige Sinn, den er in dem Attentat sehen kann.

Die Zeit
Nr. 28 vom 30. Juni 2016

Süddeutsche Zeitung
AM WOCHENENDE
Angst und Macht
Recep Tayyip Erdoga
schaffte es aus den Sl
die Spitze des Str
Ihn treibt die Fu
dem Ende seiner
– und die Furcht u
Thema der W
Das Streiflicht
MORGEN EIN KÖNIG
Markus Söder steht ganz
vorn in Bayerns Thronfolge.
Wie konnte das passieren?
Berlin bremst
EU-Türkei-Gespräche
MIT STELLENMARKT

Roman Deininger, Jahrgang 1978, ist Reporter bei Seite Drei/Buch Zwei, dem Reportage-Ressort der *Süddeutschen Zeitung*. Geboren und aufgewachsen in Ingolstadt, dort freie Mitarbeit beim *Donaukurier*. Politik- und Theaterstudium in München, Wien und New Orleans, Dissertation über das Verhältnis von Politik und Religion in den USA. Volontariat bei der *SZ*, dann Korrespondent für Franken, Korrespondent für Baden-Württemberg und Reporter des Wochenendteils.

Roman Deininger ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Reportage« für seinen Beitrag »Hab' ich euch!«, erschienen am 23. Juli 2016 in der *Süddeutsche Zeitung*.

Hab' ich euch!

Von Roman Deininger

Markus Söder ist schamlos. Er ist clever. Und wohl irgendwann bayerischer Ministerpräsident. Bevor das Amt zu ihm kommt, macht er sich lieber selbst auf den Weg: ein halbes Jahr im Leben eines politischen Viechs

Eine Geschichte über Markus Söder muss natürlich in einem Bierzelt beginnen, das Bierzelt ist sein Wohnzimmer, »ein Politiktempel«, wie er sagen würde. Das hat auch deshalb Bedeutung, weil das Bierzelt für viele seiner Konkurrenten in der ausgenüchterten Gegenwarts-CSU ja nur noch so was wie das Treppenhaus ist: Da müssen sie halt durch.

Also, Anfang Juni, 800 Leute im Bierzelt in Eitensheim bei Ingolstadt, der örtliche Sportverein wird 70 Jahre alt, und Söder ist gratulieren gekommen. Wenn irgendwer in Bayern einen einigermaßen runden Geburtstag hat und sich nicht schnell genug ins Ausland absetzt, dann schaut der Finanzminister Söder vorbei, auf einen kurzen Glückwunsch und einen längeren Bericht zur Lage der Welt.

Die Blaskapelle prustet los, Söder marschiert ins Zelt, Servus hier, Grüß Gott da. Man sagt ja, sein Gang sei so breit wie der von Cristiano Ronaldo, das stimmt aber nicht; im Vergleich mit Söder ist dieser Ronaldo ein Pimpf, dem ein bisschen die Körperspannung fehlt. Söder, der seine knapp zwei Meter immer leicht nach vorne beugt, als könne er die Zukunft gar nicht erwarten, packt sich mit beiden Händen das Pult, er hält Reden, wie andere Leute Ringkämpfe führen. Dann kommt ein Herr vom SV Eitensheim und bringt ihm ein Kaltgetränk.

Hier kurze Unterbrechung, denn wenn man diesen Söder ein halbes Jahr begleitet hat, weiß man: Er trinkt keinen Alkohol, fast gar keinen. Er trinkt Wasser, vielleicht mal Cola; nicht weil er muss, sondern weil er Wasser mag. Wenn seine Mitarbeiter gefragt werden, was er trinken will, sagen sie: Wasser.

Der Kellner stellt nun ein Wasser aufs Pult. Söder hält inne, drei Sekunden, vier, er starrt den Mann an, das Wasser, er lächelt wie ein Räuberhauptmann im Spessart, der nächtens die Kutsche nahen hört. Er ruft: »Habt ihr nicht was Anständiges zu trinken?« Das Publikum, das sein eigenes Bekenntnis zum Alkohol schon abgelegt hat, johlt. Ein besonderer Bekenner sagt später: »Stell'n de Deppn eam a Wasser hi!« Söder kriegt dann eine Mass Bier, er prostet ins Zelt, das jetzt seines ist, vielleicht nippt er sogar. Dann rührt er die Mass nicht mehr an.

Markus Söder ist schamlos und er ist clever, er ist schamlos clever. Diese furchterregende Kombination hat ihn weit gebracht, Söder kennt man in Herne

und in Husum, auch wenn man ihn nicht unbedingt mag. Er ist zwar nur ein kleiner Landesminister, aber auch eine große Provokation – eine neue, alte Figur des bayerischen Welttheaters, das seit jeher in ganz Deutschland die Zuschauer fesselt.

Im Radio ruft Söder wechselweise die Griechen oder die Merkel zur Ordnung, in Talkshows ist er die Wand, an die alle anderen Gäste mit Karacho rennen: »da widerspreche ich Herrn Söder«, »das muss Herr Söder begreifen«. Im Internet kann man sich kaum bewegen, ohne Opfer eines Söder-Tweets zu werden, »bin Hundefan«, diese Liga. Zwischendrin sieht man den Kosmopoliten Söder in der Grabeskirche in Jerusalem knien oder in Peking eine Franz-Josef-Strauß-Ausstellung eröffnen, die den Chinesen gerade noch gefehlt hat. Söder ist überall: Bürgermeister finden keine Deckung, wenn er mit seinen Breitband-Förderbescheiden herumwirft, und Journalisten schauen abends unter ihr Bett, weil er sich dort mit ein paar erfreulichen Passagierzahlen von der Chiemsee-Schifffahrt versteckt haben könnte.

Politik ist Kommunikation, heute mehr als je zuvor. Aber wenn alle kommunizieren würden wie Markus Söder: Was bliebe da von der Politik übrig?

Mit 16 Jahren ist Söder in die CSU eingetreten, er hängte sich, so will es zumindest die Legende, ein Strauß-Plakat übers Bett, was seinen Altersgenossen als schwere seelische Störung gelten musste; mit 27 zog er in den Landtag ein, mit 36 wurde er CSU-Generalsekretär, mit 40 Minister. Jetzt, mit 49, setzt der Sog der Macht ein, wo immer er hinkommt. Seine Gastgeber begrüßen ihn verlässlich als nächsten Ministerpräsidenten, und wenn einer das mal verpasst, stellt Söder selbst sicher, dass seine beruflichen Perspektiven Erwähnung finden.

Mitte März, Empfang für neue deutsche Staatsbürger im Kaisersaal der Münchner Residenz. Strahlende Leuchter, strahlende Gesichter. Söder macht den Neubayern Mut: »Hier kann jeder sein Glück suchen. Sie können auch gern für den Ministerpräsidenten kandidieren. Muss ja nicht sofort sein, das wollen erst mal andere.« Ein älterer Neubürger ist verwirrt: »Der Herr ist noch gar nicht Präsident?«

Es gibt diese Regel, eine Übung in Demut: Das Amt kommt zum Mann. Söder sagt mit jedem Atemzug: Bitte keine Mühe, bin schon unterwegs.

2018 ist Landtagswahl in Bayern, Umfrage von dieser Woche: 43 Prozent der Menschen wollen ihn als Spitzenkandidaten der CSU. Wirtschaftsministerin Ilse Aigner, nicht ganz so clever wie Söder und vor allem nicht so schamlos, kommt

auf 23 Prozent. Allerdings wünschen sich 51 Prozent der Bürger, dass Horst Seehofer erst mal weitermacht, und zu Söders Horror verdichten sich die Anzeichen, dass zu den 51 Prozent auch Seehofer selbst gehört.

Seehofer und Söder liefern sich seit Jahren ein Duell wie Tom und Jerry, nur dass beide Tom sind, ständig zünden sie sich gegenseitig den Schwanz an. Vielleicht sind sich der Alte und der Junge einfach zu ähnlich, Spieler alle beide, und Seehofer soll auch so seine Theorie haben, wer einst die *Bild* über sein uneheliches Kind in Kenntnis setzte. Gerade ist taktische Feuerpause bei Tom und Tom, aber Söder weiß: Es darf kein Weg an ihm vorbeiführen. Denn wenn es einen gibt, wird Seehofer ihn finden.

Ein halbes Jahr im Vorhof der Macht, Januar bis Juli. Annäherung an ein politisches Tier, auf bayerischen Fluren darf man sagen: ein politisches Viech. Ein halbes Jahr Hufescharren mit Markus Söder.

Manchmal wirkt die Zeit mit ihm wie eine Parodie von Politik, etwa wenn er den neuen Familienwelpen Bella fast ins Koma tätschelt und kurz darauf, schon eher Augenhöhe, mit dem Bernhardiner »Quantum vom Baronenschloss« kumpelt. Dabei will Söder, als CSU-General und Chef der Jungen Union ein Kind der politischen Spaßgesellschaft, doch endlich erwachsen werden, ein echter Staatsmann. Oder ist es dafür nicht irgendwann zu spät?

Manche glauben ja immer noch, diesen Söder mit dem alten, bösen Reim eines Parteifreundes erschöpfend erklären zu können: »Blöd, blöder, Söder.« Aber mal ehrlich: Wie kommt einer, der angeblich so blöd ist, den angeblich keiner mag, so weit?

Anfang Februar. Der politische Handwerksmeister Söder stampft durch die Pfützen des Berchinger Rossmarkts, er erteilt gleich eine kleine Lektion. Er sucht sich den stattlichsten Hengst von allen, er greift ihn am Halfter, Titan soll mit aufs Foto. Titan, verdächtig rotes Geschirr, beißt dem Minister in den Ärmel. Jeder andere würde das mit dem Bild jetzt lassen, der gemeingefährliche Sozi-Gaul, die Kälte. Söder packt noch mal zu, rustikal, Titan fügt sich fohlenmäßig. Er kriegt sein Foto, er kriegt sein Foto ja immer. Daheim in Nürnberg erzählen sie diese Geschichte: Der junge Wahlkämpfer Söder rief bei einem Kleingartenverein an, er habe da von einem Grillfest gehört. Ob er da nicht das Fass anstechen könne? Die Kleingärtner meinten, das sei ein nettes Angebot, aber man habe beim Grillfest kein Fass. Söder sagte, er werde das Fass mitbringen.

Ein Rossmarkt im Regen ist niemands Wohnzimmer, aber Söder hat noch ein, zwei Lektionen parat. Auf dem Weg zur Bühne fragt er einen Parteifreund nach dem Befinden von Tochter und Pferd, beide kennt er beim Namen. Am Mikrofon gratuliert er einem Geburtstagskind und einem Bräutigam, beide beben vor Stolz. Wie kommt einer so weit? Es schadet jedenfalls nicht, überall Bekannte aus JU-Tagen zu treffen und CSU-Ortschefs, deren Grillfest man 2005 um ein Fässchen Bier und einen Bericht zur Weltlage ergänzt hat. Söder verteilt Gefallen wie der Nikolaus Nüsse. Über drei Jahrzehnte hat er so in der Partei und in der Landtagsfraktion seine Fäden gesponnen, sie bilden das Netz, das ihn jetzt trägt.

»Es ist schön, mal bei vernünftigen Leuten zu sein«, ruft Söder zur Begrüßung, vernünftige Leute sind seinen Studien nach im ländlichen Raum verbreitet, während die Populationen in Berlin oder Brüssel winzig sind. Den vernünftigen Leuten von Berching schenkt er dann höllisch vernünftige Thesen: »Bayerisches Geld ist am besten in Bayern aufgehoben und nicht in Berlin.« Unter den Regenschirmen dröhnt der Applaus.

Die CSU pflegt ihre Volksnähe wie einen Schatz, sie ist Voraussetzung für ihren Erfolg. Bei Söder ist sie vielleicht noch mehr: eine Sehnsucht. Ständig sagt er Sachen wie: »Ich finde Asterix interessanter als Ovid.« Er tut dann gern so, als wäre es ganz schön mutig, sich mit all den militanten Ovid-Fans anzulegen, die nun in Berlin und Brüssel auf Rache sinnen.

Oder er sagt: »Bei normalen Bürgern komme ich oft besser an als beim Feuilleton.« Die Frage ist: Diese Feuilletonisten im weiteren Sinn, die Denker und Lenker der Gesellschaft – braucht er die nicht auch, wenn er dereinst das Land regieren will?

Die CSU war ja immer bestrebt, aus Bayern Weltpolitik zu machen, schon zu Strauß' Zeiten war der Versuch ebenso lächerlich wie vorteilhaft. Strauß, Stoiber, das ist die Reihe, in der Söder sich sieht, die Ahnen sind stets mit im Raum, wenn er redet, selbst wenn der Raum ein McDonald's an der A96 ist, Abendessen im Gasthof der vernünftigen Leute: »Bayern ist Weltliga. Das erwarten sich auch die Bürger. Wir vergleichen uns nicht mit Rheinland-Pfalz. Wir wollen zu den Besten der Welt gehören.«

Die Faszination der CSU gründet auf aufreizender Selbstgewissheit und unverhohlener Rauflust. Söder verkörpert diese Partei mit Haut und Haar, ihren bayerischen Exzeptionalismus, der in Herne oder Husum sofort zu Magenrei-

zungen führt. Er rückt die CSU insofern ins Extreme, als er nicht lang umeinandermerkelt, er bemüht sich gar nicht erst um rote oder grüne Wähler. Er will schlicht: die bürgerliche Mehrheit. Er steht für die CSU, die ihre Anhänger von Herzen lieben; er steht für die CSU, die ihre Gegner von Herzen hassen.

Söder ist ganz alte Schule, nur halt bei Instagram. Man fragt sich ständig, ob mit ihm eine politische Traditionslinie endet – oder ob eine beginnt.

Wenn man Söder unbedingt in eine Reihe stellen will, dann vielleicht in die der Getriebenen. Klar, das sagt sich leicht, denn was jemanden antreibt, ist ja immer erst mal ein Rätsel. Aber dass einer treibt, von Termin zu Termin, mehr als 1.000 im Jahr – das kann man beobachten. Ein gemütlicher Freitagabend beim Familienvater Söder: 17 Uhr Anstich Kirchweih Nürnberg, 19 Uhr Anstich Kirchweih Eibach, 20 Uhr Anstich Kirchweih Gebersdorf. Fass jeweils vorhanden, immerhin. Kommt so einer auch mal irgendwo, irgendwann an? Söder angelt sich ein paar Pommes und sagt: »Politik ist wie Surfen vor Hawaii. Wenn du die eine Welle gemeistert hast, kommt schon die nächste. Ich kann mich oft nur kurz freuen, wenn etwas gut gelaufen ist. Ich bin da gedanklich schon beim nächsten Problem.«

Um zu sehen, welche Wellen Söder ins Wanken bringen, muss man sich mit ihm treiben lassen.

An einem kalten Januarabend wärmt Scheinwerferlicht das Tutzinger Schloss, die Evangelische Akademie lädt zum Jahresempfang. Deutschland debattiert über die Flüchtlinge; nebenbei wird debattiert, ob Söder das Thema zur Profilierung im Konflikt mit Seehofer missbraucht. Immer ist er ein klein wenig lauter als sein Ministerpräsident, der ja auch schon nicht wirklich zu den Leisen zählt.

Der Akademiedirektor sagt vorweg: Die Politik darf das Feld nicht den Vereinfachern überlassen. Dann spricht Söder, vor ihm sitzen: Denker, Lenker, Geistliche. Menschen, die man mit Allgemeinplätzen nicht überzeugen kann. Was hat er ihnen zu sagen? Nun: In weiten Teilen genau das Gleiche wie am Tag zuvor den Parteifreunden beim Neujahrsempfang der Münchner CSU, Wort für Wort. Er spricht nur leiser und langsamer: »Wir helfen gerne, aber unbegrenzt Menschen aufnehmen, das würde uns überfordern.« Dies zu diskutieren, das sei »nicht unchristlich«, das wenigstens fügt er an. Aber dann ist er auch schon wieder bei den 4,7 Milliarden Euro, die der Freistaat für Flüchtlinge ausgebe: »Von dem Geld können wir zwei Universitäten bauen.« Bei der CSU hat er dafür noch Beifall bekommen; in Tutzing sind es argwöhnische Blicke.

Man könnte jetzt sagen: Da biedert sich jemand nicht an. Man könnte aber auch sagen: Da lässt sich jemand gar nicht ein. Heinrich Bedford-Strohm, der evangelische Landesbischof, redet nach Söder, er sagt, »es verbietet sich von selbst«, mit der Flüchtlingsfrage Parteipolitik zu machen. »Für die Betroffenen geht es um Leben und Tod.« Er kriegt den Applaus, den sich die Zuhörer bei Söder gespart haben.

Nachher, am Buffet im Wintergarten, hart an der Obergrenze der Vernünftige-Leute-Küche, sagt Söder, er habe es einfach schwerer als andere: »Wenn ich jemanden aus einem Eisloch rette, würden die Leute sagen: Aber warum ist die Mütze drin geblieben?« Später erzählt er noch, dass er ein Mann der Intuition ist, und dass ja auch bei »Star Trek« Captain Kirk mit seinem Bauchgefühl meistens recht behält und der kopfgesteuerte Halb-Vulkanier Spock dann blöd aus der Wäsche guckt.

Auch das kann man schon mal festhalten: Widerstand ist etwas, das Söder treibt. Manchmal ist der Widerstand eingebildet, und manchmal ist er echt.

Die CSU ist eine Dynastie, seit 1957 stellt sie den Ministerpräsidenten in Bayern, die Macht ist ihr Erbe, und die Sicherung dieses Erbes ihre ewige Aufgabe. Die Partei vertraut sich stets dem an, dem sie das zutraut. Söder glaubt, er sei der Mann, der die Vorherrschaft wahren kann. Einige in der CSU glauben, er sei der Mann, der sie zerstören würde.

Nicht, weil er bayerische Interessen in Berlin nicht durchsetzen könnte, da würde sich Merkel wohl bald den netten Herrn Seehofer zurückwünschen. Auch nicht, weil er ein schlechter Finanzminister wäre, im Gegenteil. Wie kommt einer so weit? Na ja, er gibt sich bei der täglichen Arbeit keine Blöße. Sanierung der Landesbank, kommunaler Finanzausgleich, Breitband-Ausbau. Selbst eine Grüne, die einen Regierungschef Söder für so erstrebenswert hält wie ein Atomkraftwerk auf der Fraueninsel im Chiemsee, kennt ihn aus dem Landtag als jemanden, »der sich auch in Detailfragen einarbeitet und Probleme durchdringt«. Einen Skandal hat er sich bisher auch nicht geleistet, was umso bemerkenswerter ist, weil ihm so viele Leute einen wünschen. Seine juristische Doktorarbeit hatte Hunderte kritische Leser, und bestimmt nicht, weil die sich alle so glühend für die »Kommunalgesetzgebung in Bayern zwischen 1802 und 1818« interessiert haben.

Söders Gegner in der CSU haken anderswo ein. Ja, den Fleiß, den habe er von Stoiber. Aber nicht das Pflichtbewusstsein. Stoiber habe für Bayern gebrannt,

Söder brenne nur für sich selbst. Er sei zu verbissen, er habe weder die Seriosität Stoibers noch die Leichtigkeit Seehofers. Gerade bei weiblichen Wählern komme seine ruppige Art nicht an.

Ende April, Maibock-Anstich im Hofbräuhaus, in dem, wie man wissen muss, Markus Söder der Hausherr ist. Irgendwann wird Horst Seehofer der Welt erklären müssen, was zum Teufel er sich dabei gedacht hat, seinem ärgsten Feind Söder ein Ministerium zurechtzuzimmern, das neben der Zuständigkeit für die Königsschlösser und die Seenschifffahrt auch noch die für das staatliche Hofbräuhaus umfasst. Es ist ein bisschen, als hätte er einem Pyromanen einen Güterzug voll Dynamit hingestellt. Söder macht jetzt natürlich an 365 Tagen im Jahr Feuerwerk, und ein ganz großer Knall ist immer der Maibock. Wassertrinker Söder hat es geschafft, sein eigenes Starkbier-Kabarett als feste Wegmarke im politischen Prozess des Freistaats zu verankern.

Humor ist für Söder die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, er hält sich meistens für den witzigsten Mann im Raum, und häufig hat er auch noch recht. Er ist inzwischen sein eigener Hofnarr, er hat jede Zurückhaltung hinter sich gelassen. Diesmal sprengt seine Maibock-Rede die Definition von Koketterie: »Als bayerischer Finanzminister habe ich mir unheimlich viel Wissen angeeignet. Schade, dass ich damit ab 2018 nichts mehr anfangen kann.« Und dann folgen einige etwas direktere Anspielungen auf seinen geplanten Jobwechsel.

Hinterher scharen sich die Journalisten um Söder wie um einen Fußballer nach dem Abpfiff. »Champions League der Starkbierrede«, analysiert Söder, er meint damit seinen Co-Star Django Asül, hat dann aber auch noch ein paar warme Worte für sich selbst übrig. Marcel Huber steht neben ihm, Huber ist Minister und Staatskanzleichef, er ist schon auch eine Nummer. Irgendwann sagt Söder: »Sag du doch auch mal was, Marcel.« Huber setzt an und sagt – nichts, weil Söder einfach weiterredet und Huber mit einem Schritt nach vorn zur Seite schiebt. Söder sagt: »Man muss über sich selbst lachen können.«

Alphatiere, Alphaviecher zumal, markieren ihr Revier. Man mag darin Souveränität erkennen. Oder einen Mangel daran.

Söder hat die Dinge gern unter Kontrolle. Ein CSU-Mann berichtet, er habe Söder mal bei einer Rede in der Provinz positiv erwähnt, 50 Leute im Saal. Noch bevor er fertig war, hatte er eine SMS von Söder: danke für das Lob. Söder hat ein Zuträgersystem, auf das früher manches osteuropäische Regime neidisch gewesen wäre.

Markus Söder ist Schwimmer und Tennisspieler, aber in einem halben Jahr mit ihm merkt man: Der Sport bietet ihm nicht ausreichend Wettbewerb. Für ihn ist alles Leben Kampf, er will immer gewinnen. Nicht nur die Gesamtwertung bei »Anne Will«, sondern auch jeden noch so kleinen Wortwechsel. Und man muss es ihm lassen, er gewinnt oft.

Ende Februar, im bayerischen Welttheater wird ein demokratisches Hochamt gefeiert, das Politiker-Derblecken in der Bierschwemme auf dem Nockherberg. Die Kabarettistin Luise Kinseher tadelt als Mama Bavaria ihre Kinder, das Kabinett sitzt ihr devot zu Füßen. Den kleinen Markus watscht sie besonders her: Markus, »es heißt integrieren, nicht intrigieren«. Der Markus, der halte seinen Gartenzaun für den Horizont. Der Markus, der leide unter »moralischer Legasthenie«.

Später begegnen sich Söder und Kinseher im Gang vor der Küche, Schauspieler unter sich. Kinseher fragt: »Wie fanden Sie's?« Söder verzieht die Miene, als würde ihm ein Zehennagel gerissen: »Einige lustige Momente, einige Längen auch.« Nur das mit der Legasthenie, oh je: »Über Krankheiten macht man keine Witze.« Kinseher sagt: »Geh', Sie halten's doch aus.« Söder, nicht zuallererst für sein ausgeprägtes Mitgefühl bekannt, sagt todernst: »Ich halt's schon aus. Aber die Kranken nicht.« Kinseher, die ihr Geld mit ihrem Mundwerk verdient, kriegt den Mund nicht mehr auf, beziehungsweise: zu. Ein Sieg auf dem Feld der Satire ist für Söder besonders süß. Eine Niederlage ist aber auch besonders bitter. Und damit nach Aachen.

Ende Januar, der fränkische Fastnachtsprofi Söder wird mit dem Orden wider den tierischen Ernst dekoriert, was vor ihm schon den Ahnen Strauß und Stoiber widerfuhr, woran er im Lauf des Tages gefühlte tausend Mal erinnert. Söder verkleidet sich – durchaus kühn – als König Ludwig II., der Bayern zwar regiert hat, darob aberauch verrückt geworden ist. Die Verwandlung vollzieht sich in einer engen Garderobe im Aachener Kongresszentrum. Der Maskenbildner klebt den Königsbart auf, was nicht ganz leicht ist, weil Söder parallel dem Reporter eines Promimagazins erläutert, Ludwig sei »so der James-Dean-Typ« gewesen, »live hard, die young«. Irgendwann schwärmt der Promireporter: »Für uns Journalisten sind Sie ja ein Geschenk.« Söder lobt die kluge Beobachtung und wirft sich im Aufstehen seinen Königspelz über, selig, ein großes Kind, dem die verdiente Liebe zuteil wird.

Es läuft für Söder. Während er vor 1.500 Menschen in Aachen eine Sendung für vier Millionen Fernsehzuschauer aufzeichnet, besucht Rivalin Aigner – darauf

weisen beide mitgereisten Söder-Sprecher den Reporter serviceorientiert hin – den Frauenbundfasching im Pfarrsaal der Kirche St. Laurentius in Feldkirchen-Westerham.

Dann die Ordensshow, bunte TV-Unterhaltung, hätte man in den 80ern gesagt. Das Niveau wird von Comedian Guido Cantz eingepegelt: dass Ursula von der Leyen sieben Kinder hat, verwundere nicht, sie sei ja im Reitsport aktiv. Danach singt Gloria von Thurn und Taxis ein selbst verfasstes Lied, FDP-Frau Katja Suding hält die erste komplett witzfreie Büttenrede der Karnevalsgeschichte. Das ist die verheerende Ausgangslage, als Söder dran ist. Er lächelt, es ist das Lächeln des Siegesgewissen.

Im Bewusstsein seiner komödiantischen Überlegenheit tritt Söder in voller Robe in den Käfig, in dem der Ordensritter reden muss. Söder legt los: »Berlin braucht für den Flughafen länger als die alten Ägypter für die Cheops-Pyramide«, seine glühende Verehrerin Gloria japst vor Verzückung nach Luft. Sie ist aber auch die einzige im Saal. Söder verhaspelt sich, man merkt, dass er das Vertrauen in seine Gags verliert. Er hängt jetzt ein »meine Damen und Herren« an alle Pointen, die Last bricht natürlich auch den guten das Genick. Es steht ein trauriger, einsamer König in seinem Käfig. Es ist eine unerwartete Niederlage. Und vielleicht ja ein Moment, in dem man Markus Söder ein wenig näherkommt.

Man hatte vorher ein paar Anekdoten gehört über die erstaunliche Verletzlichkeit des Kraftmeiers: dass er manchmal um halb sieben in der Früh Vertraute anruft, nur um sich über einen kleinen Satz in einem kleinen Kommentar in einer kleinen Regionalzeitung auszuschimpfen. Jetzt hält er am Rand des Saals Kriegsrat mit seinen Sprechern, drei ernste Gesichter unter tausend Jecken. Eine junge Dame will ein Foto mit ihm, es wird ein historisches: das erste Selfie, auf dem Söder nicht lächelt. Er ist angefasst, aber er fasst sich auch wieder, denn der Kampf ist ja nie ganz vorbei, die Höhe der Niederlage noch verhandelbar. Die Jecken tanzen, es ist ein Uhr früh und Söder bittet zur Nachbesprechung. »Ein Auswärtsspiel war das halt«, sagt er, der bayerische Humor sei für Westdeutsche einfach zu deftig.

Am Morgen dann grüßt König Markus großformatig aus der *Bild am Sonntag*. Wer braucht schon Lacher, wenn er solche Bilder hat?

Es gibt nur einen anderen in der deutschen Politik, der es in jüngerer Vergangenheit mit dem Bilderschöpfer Söder aufnehmen konnte, und das ist der eine Rivale, vor dem dieser, auch wenn er es nie zugeben würde, Angst hat. Karl-The-

odor zu Guttenberg ist mit der Weltläufigkeit gesegnet, die Söder erst inszenieren muss. Und er könnte auch die Spielfigur sein, die Seehofer, der alte Stratege, Söder in den Weg stellen will. Im Februar macht Seehofer Guttenberg Avancen, Söder ist alarmiert. Doch Guttenberg will nicht zurück aus dem amerikanischen Exil. Söder bietet seinen Lieblingswitz zum Thema fortan mit frischer Inbrunst dar: »Ich hab' meinen Doktor gemacht.« Pause. »Und behalten.«

Besuch im Heimatministerium, das Söder in seiner Heimatstadt Nürnberg einrichten durfte – noch so eine milde Gabe, die Seehofer ruhig mal erklären könnte. Vor Söders Büro steht ein Schiffssteuerrad herum, edles Holz. Das Steuerrad hat ihm die Junge Union geschenkt, weil sie ihn, wie er bereitwillig schildert, für einen tollen Kapitän hält.

Söder ist natürlich nicht blöd. Aber ihm ist kaum was zu blöd.

Den Zustand absoluter Schmerzfreiheit hat er schon als Generalsekretär erreicht, als er unter anderem forderte, man müsse Schwarzfahrer an einen Internetpranger stellen, deutsche Kinder »Klaus« statt »Kevin« nennen und die Grünen-Bundestagsfraktion geschlossen zum Drogentest schicken.

Alles Kampf, und alles Theater. Wie kommt einer so weit? Schon auch, weil er einen höheren Unterhaltungswert hat als die meisten, die ihn verspotten.

Den Aktenfresser Stoiber hat man oft mithilfe seines gelernten Berufs erklärt, er war ein strenger, fußnotenaffiner Jurist. Den Laien-Entertainer Söder kann man weniger mit der Rechtswissenschaft als vielmehr mit seiner Redakteursausbildung beim Bayerischen Fernsehen packen. Söder denkt in Bildern, er – ein toller Kapitän bekanntlich – fläzte sich auf dem Nymphenburger Kanal ungeniert in eine der neuen venezianischen Gondeln. Oppositionsabgeordnete klagten über plötzliche Übelkeit, aber Söder bilanziert ein Jahr danach: »Viele Münchner sagen: Toll, dass es die Gondeln gibt.« Söder denkt auch in Schlagzeilen, oft in kreativer Abstimmung mit der *Bild*-Zeitung: »Söder lässt die Gondeln schaukeln«, beinahe in der Preisklasse von »Söder kämpft für unser Brot«. Oder unvergessen: »Söder befreit bayerische Singvögel aus italienischen Käfigen«. Vor einer Weile druckte die *Bild* eine ganze Seite Söder-Selfies, Überschrift: »Bei Markus Söder hat's mal wieder klick gemacht«.

Söder hat im Gespräch mit Journalisten auch immer einen sorgsam gebauten Schlüsselsatz vorbereitet oder eine Wortschnitzerei, sagen wir: »Bauchdemoskopie«. Er wiederholt das Wort dann so lange, Bauchdemoskopie, Bauchdemos-

kopie, bis der Journalist, Bauchdemoskopie, das Wort in seinen Block schreibt. Erst dann lässt das politische Viech von seinem Opfer ab. Das Umwelt- und Gesundheitsministerium hat er einst zum deutlich lyrischeren »Lebensministerium« umgewidmet. Steuerfahnder sind sein »Steuer-FBI«. Oder was für Feinschmecker: Das »Landesamt für Vermessung«, das viel mit Vermessung und vergleichsweise wenig mit Digitalisierung zu tun hat, heißt jetzt »Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung«.

Was bleibt da übrig von der Politik? Viele Beamten finden: zu wenig. Der Minister findet: genug.

Söder ist ein Verkäufer, aber er ist schon auch ein Erzähler, fast amerikanisch im Stil. Was er zum Vatertag bei Facebook postet, würde Rosamunde Pilcher sofort aus ihrem neuen Roman streichen, zu dick aufgetragen. Die Geschichte, die Söder Stück für Stück hinpuzzelt, ist die vom wundersamen Aufstieg eines Maurersohns aus Nürnberg-West. Als guter Erzähler weiß er, dass Weglassung und Unschärfe die Geschichte stimmiger machen. Also erzählt er von der Kindheit im Scherbenviertel, und eher nicht, dass er die Tochter eines reichen Unternehmers geheiratet hat. Er erzählt vom schwarzen Rebellen in einem tiefroten Wahlkreis, und eher nicht, dass die CSU das Direktmandat schon vor dem Einreiten des Ritters Markus erobert hatte.

In Teilen des Internets lösen seine Beiträge regelmäßig kollektive Bauchkrämpfe aus, aber Söder findet, er sei noch zurückhaltend: »Facebook ist doch eine unaufdringliche Form. Wer das anklicken will, kann es anklicken. Keiner wird gezwungen. Ich mache keine Homestories, kein Journalist weiß, wie meine Kinder aussehen.« Er mache auch nicht den Schröder: Doris, Schatz. Und er nehme auch nur »einen Bruchteil« der Talkshow-Einladungen an.

Was tatsächlich auffällt: Söder, der mit so viel Tamtam auf Nähe macht, kommuniziert am allerliebsten auf Distanz. Seine Sehnsucht nach den vernünftigen Leuten versiegt schnell, wenn der Kontakt mit ihnen über ein gemeinsames Bild und ein joviales »Wo seid ihr her?« hinauszugehen droht. Am Biertisch beschäftigt er sich intensiver mit seinem Handy als mit seinen Sitznachbarn. »Selfie-Politiker« nennt ihn die *Bild*, durchaus akkurat: So ein Foto ist die totale Kontrolle, es hält einen guten Moment fest, der oft besser ist als die Wirklichkeit.

Bei allen anderen Geschöpfen Gottes würde man nun besorgt fragen, ob sich da ein armer Mensch in der eigenen Inszenierung verliert. Iwo, sagt Söder:

»Politik war mein Hobby, jetzt ist es mein Beruf. Das ist ein Privileg. Ich interessiere mich für Fußball, Filme, und natürlich für Politik. Mit schnellen Autos kann man mich nicht locken, mit Politik schon.«

Stadtrundfahrt durch sein geliebtes Nürnberg, vor einem plastikbunten Schnellrestaurant wickelt sich Söder aus seiner Limousine und sagt: »Das ist mein türkisches Lieblingslokal. Ich gehe sehr gern türkisch essen. Das schmeckt mir einfach.« Ein türkisches Ehepaar, sie mit Kopftuch, grüßt ihn freundlich, »guten Tag«. Das könnte man nun einfach mal so stehen lassen, Söder mag die Türken und die mögen ihn. Söder aber dreht sich um zum Reporter, der die Szene aus fünfzig Zentimeter Entfernung erlebt hat, und sagt: »Haben Sie das gesehen?«

Die Verweigerung von Subtilität ist bei Söder ein Strukturproblem. Wenn er über das Thema Flüchtlinge spricht, ist das immer ein wenig, als wolle da einer mit einem Presslufthammer ein Ohrloch stechen. »In Bayern gilt das Grundgesetz und nicht die Scharia«, das hört sich halt an, als stünde die erste Steinigung im Regierungsbezirk Mittelfranken kurz bevor. »Nicht jeder Flüchtling ist ein Terrorist«, das klingt einfach nach: aber jeder zweite. Das Stilmittel Unschärfe hat die fatale Nebenwirkung, dass sich auch über klare, mal richtig vernünftige Überzeugungen der Schleier des Verdachts legt: »Wir müssen die AfD-Wähler ernst nehmen. Man kann den Bürgern nicht mehr im Oberlehrermodus sagen, was sie zu denken haben. Wir müssen uns um ihre Sorgen kümmern und ihre Probleme lösen.« Wenn Söder twittert, Özil sollte besser keine Elfmeter mehr schießen, dann geifern alle gleich, er mache den Gauland. Das ist unfair, aber er ist eben am extremen Rand der Wahrnehmung unterwegs, und in diese Umlaufbahn hat er sich selbst katapultiert.

Ein Spitzenkandidat Söder, sagen seine Gegner in der CSU, wäre ein Geschenk für die Opposition, eine Art bayerischer Mappus. Söder verhindern, damit hätte der Wahlkampf der in Bayern irrlichternden Roten und Grünen plötzlich Richtung.

Frage bei McDonald's: Als Schurke dazustehen, stört ihn das gar nicht? Söder sagt, die Kommentatoren, die ja übrigens vornehmlich aus Berlin stammten, nehme er schon zur Kenntnis. »Aber wichtig ist, was die Menschen denken.«

Die Menschen wissen wahrscheinlich gar nicht, was sie denken sollen. Söder sieht sich selbst als Fahnenträger der echten Konservativen, aber wenn man seine Positionen zu einem Weltbild zusammennagelt, hat man am Ende ein schön schiefes Gebilde. Er war auch schon mal der grüne Schwarze, Söder rettet

die Eisbären, nach langen Jahren als Atom-Cheerleader befand er 2011: »Fukushima ändert alles«, über Nacht schaltete er den Meiler Isar I ab. In Sachen sexueller Toleranz ist er für CSU-Verhältnisse ein Freigeist, »ich finde, jeder sollte sein Leben leben dürfen.«

Der Spagat zwischen den Milieus war schon immer die Pflichtübung dieser Partei, derzeit muss sie Grenzzaunfans und Flüchtlingshelfer unter ein Dach bringen. Aber Integration, da ist Söder nicht der allererste Sachverständige, an den man denkt.

Besuch bei Albert Füracker, seinem Staatssekretär und aktuellem Lieblings-Buddy. Man fragt Füracker also: Was muss man wissen, wenn man seinen Freund Söder verstehen will? Füracker, beinahe Söder-Statur, Glatze, kramt auf seinem Schreibtisch herum und drückt einem eine Broschüre in die Hand. Es ist der Text einer Kanzelrede von Markus Söder in der Münchner Erlöserkirche, Titel: »Vertrau auf Gott und er wird dich leiten«.

Das Lustige ist natürlich, dass sich zwischen dem Heiligen Markus, den Füracker im Büro und Söder im Spiegel sieht, und seinem Image eine Kluft auftut wie zwischen Bambi und Godzilla. Seehofer hat Söder schon 2012 im Rahmen einer nicht maximal besinnlichen Weihnachtsfeier »charakterliche Schwächen« diagnostiziert. Söder gehe politisch über Leichen, heißt es, und man findet leicht Stimmen, die das bezeugen, meistens Leichen. Vielleicht ist es aber sinnvoller, mal den Eindruck zu skizzieren, der sich aus Gesprächen mit einem Dutzend Wegbegleitern ergibt, Leuten, die eng mit ihm gearbeitet haben, etwa einem, der sagt: »Ich glaube, dass er ein starker Ministerpräsident wäre. Aber jeder sollte wissen, wie er im menschlichen Umgang ist.«

Markus Söder lebe bescheiden und stehe total auf McDonald's. Er sei blitzgescheit und sprudle vor Ideen. Er richte sich immer nach dem Wind. Er schätze Widerspruch und habe einen Beißreflex, wenn er jemanden für schwach halte. Er sei tief misstrauisch, er kenne nur Freunde und Feinde. Er beurteile Menschen danach, was sie ihm nützen. Er hole Sonntag früh um halb sieben die *BamS* von der Tankstelle und erwarte, dass seine Mitarbeiter das auch tun. Man könne mit ihm eigentlich nur über drei Dinge reden: Fußball, Film und Politik.

Er mache Abteilungsleiter runter wie Kinder, vergreife sich oft im Ton und sei wahrlich kein Gentleman. Er flippe wegen Winzigkeiten aus: weil bei einer Veranstaltung eine Tür offen sei, oder weil ein Accessoire für ein Foto fehle. Es fliege

schon mal eine Thermoskanne durchs Büro, oder es lande eine Currywurst auf einer Hose, nicht auf seiner. Wo Söder sei, gebe es auch mal Tränen. Er sei eine Zumutung, aber eine Zumutung, die ein treuer Kreis in Kauf nehme, einige Mitarbeiter seien seit vielen Jahren bei ihm. Er sei auch klug genug, sich mit kühleren Köpfen zu umgeben. Wer es nicht mit ihm aushalte, dem helfe er, einen neuen Job zu finden.

Der frühere Landtagspräsident Franz Heubl hat mal den Typus des Altbayern beschrieben, er könnte aber auch diesen Franken gemeint haben: »vital, brutal, sentimental«. Prognose: Man wird dem Politikrentner Söder eines Tages nicht nachsagen, dass er an dieser oder jener Wegscheide zu weich war.

Wie kommt einer so weit? Er kommt so weit, und wahrscheinlich noch weiter, weil die CSU eine Partei ist, die Stärke schätzt, und die Stärke bisweilen mit Härte verwechselt.

Es bleiben Fragen: Was würde die Würde des Amtes mit so einem Mann machen? Oder was so ein Mann mit der Würde des Amtes?

Söder kann sehr viele Dinge sehr viel besser als andere Politiker, reden, werben, kämpfen. Es gibt aber auch etwas, was er gar nicht kann.

Eine Geschichte über Markus Söder muss natürlich in einem Bierzelt enden. Ein früh im Regen ertrunkener Sommertag, schwäbisches Bezirksmusikfest in Schwangau. Söder ist heute mal gar nicht glücklich in seinem Wohnzimmer, er wäre lieber draußen, wo die schönen Bilder wohnen. Aber der Festumzug ist abgesagt. Er unter tausend Musikanten in Festtagstracht, vor Alpengipfeln und Neuschwanstein, ein Gemälde wäre das gewesen! Jetzt sitzt er drinnen auf seiner Bierbank und bohrt die schwarzen Hacken in den Boden, als gebe es Hinweise auf Ölvorkommen im Ostallgäu.

Wenigstens darf er dann die Kapelle bei der Böhmischen Polka dirigieren, aber als er zum Ende winkt, spielt die renitente Truppe einfach weiter. Hernach muss er weitere Polkas erdulden, muss rumstehen und mitklatschen. Söder will weg von hier, er schaut im Takt auf die Uhr, den Leuten fällt das auf. Einer, der die Kontrolle hat, macht das nicht. Aber er hasst es nun mal, Zeit zu vergeuden, er hasst Termine, bei denen es nichts mehr zu gewinnen gibt, er hasst Stau auf der Autobahn. Es treibt ihn immer und überall weiter.

Dabei eilt doch nichts. Der Bogen der Geschichte müsste sich schon sehr krümmen, um sich an Söder vorbeizuwinden. Seehofer und er wissen beide,

dass die CSU, will sie Wahlen gewinnen, Frieden braucht. Vor 2018 genau wie danach. Das Zeitfenster für ihr Duell wird sich also irgendwann schließen, und wenn Söder dann noch steht, werden Seehofer und er sich vor den Kameras auf die Schultern klopfen, und der Junge wird den Stab des Alten übernehmen.

Markus Söder wird seine Hauptrolle im bayerischen Welttheater bekommen, er muss dafür nur tun, was er am allerwenigsten kann. Warten.

Süddeutsche Zeitung
Nr. 169 vom 23. Juli 2016

ICON
Von und mit Designer Tomas Maier Magazin

Vorsorgefalle
Die überschätzte Betriebsrente S. 41

Hölle in Höxter
Misshandlung mit Ansage S. 29

Republik der Heiler
Lieber Schamanen als Schulmediziner? S. 16

WELT AM SONNTAG

1. MAI 2016 | NR. 18 | DEUTSCHLAND PREIS 12 · € 2,90

Die Ne

Moderne Formen
Wie weit

TÜRKEI

Steinmeier ermahnt CSU

33,9

VOLKSWAGEN

Osterloh
Boni streic

IN DIESER AUSGABE

„Die werden doppert schaun"
Wie braun ist Österreich? Der Wiener Krimiautor Manfred Rebhandl über sein Heimatland **Politik** S. 7

Nicht aus Zucker
Diabetes, heißt es bislang, sei nicht heilbar. Ein Forscher will nun das Gegenteil gezeigt haben **Wissen** S. 17

Hollywood wird älter
Natürlich zu altern heißt die neue Devise der Stars. Doch gerade das ist harte Arbeit **Panorama** S. 22

Fußballer mit Herz
Leicester City hat weder großes Geld noch Star-Spieler, steht aber kurz vor dem Titelgewinn **Sport** S. 25

Mann fürs Unvorhersehbare
Er sagte die Apple-Krise voraus: Ein Analyst aus Taiwan fällt durch exakte Prognosen auf **Finanzen** S. 42

So ein Theater
Was heute auf die Bühnen kommt, sind „Experimente" und „Projekte". Das ist zu wenig **Kultur** S. 55

Hauptsache, schön bunt
Warum gerade Produkte erfolgreich sind, die in vielen verschiedenen Farben angeboten werden **Stil** S. 63

ANZEIGE

Geheimnisse des Weltalls: Gott und das Universum
Heute um 21:05 Uhr! N24

BUNDESLIGA

Bayerns B-Elf nicht titelreif

Freitag
Augsburg – Köln 0:0

Samstag
München – Gladbach 1:1
Dortmund – Wolfsburg 5:2
Hannover – Schalke 1:3
Hoffenheim – Ingolstadt 2:1
Mainz – Hamburg 0:0
Darmstadt – Frankfurt 1:2
Leverkusen – Berlin 2:1

ANZEIGE

Marc Neller, geboren 1973.

Studium: Germanistik, Journalistik und Psychologie in Bamberg. Volontariat bei der *Thüringer Allgemeinen* in Erfurt, Reporter beim *Tagesspiegel* (Dritte Seite), beim *Handelsblatt* und seit November 2010 bei der *Welt*-Gruppe. Anfangs im Investigativteam der *Welt*-Gruppe, später als verantwortlicher Redakteur des Ressorts Titelthema der *Welt am Sonntag*. Inzwischen verantwortlicher Redakteur/Reporter im Wirtschaftsressort der *Welt am Sonntag*. Für seine Reportagen wurde Marc Neller mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Ernst-Schneider-Preis, Quandt Medien-Preis, Deutscher Sozialpreis, Konrad-Adenauer-Preis, Regino Preis für Justizberichterstattung.

Marc Neller ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Reportage« für seinen Beitrag »Der Code des Bösen«, erschienen am 1. Mai 2016 in *Welt am Sonntag*.

Der Code des Bösen

Von Marc Neller

Ein deutscher Informatiker sucht ein Thema für seine Doktorarbeit und gerät ins Getriebe der Weltpolitik. Denn er kommt einem der meistgesuchten Cyberkriminellen der Welt auf die Spur: Einem russischen Hacker, der womöglich auch ein Spion ist.

An einem düsteren Novembernachmittag, nach Wochen der Suche, gerät Christian Rossow durch einen Zufall ins Getriebe der Weltpolitik. Er sitzt in einem Büro, das gerade groß genug ist für zwei Schreibtische und einen Schrank, und kämpft sich durch einen Wust aus Zahlen, die auf seinem Computerbildschirm leuchten. Rossow hat darin etwas entdeckt.

Die Zahlen kommen aus dem Keller, ein Stockwerk unter ihm, aus einem Raum ohne Fenster. Nur vier Menschen außer Rossow haben einen Schlüssel. Der Raum ist ein Hochsicherheitslabor seiner Hochschule. Wenn Rossow dort etwas zu erledigen hat, beeilt er sich. Der Raum ist kalt und laut, eine alte Klimaanlage hält die Temperatur rund um die Uhr auf 19 Grad. Denn darin stehen 15 Hochleistungscomputer, groß und breit wie Kleiderschränke, sehr hitzeempfindlich. Rossow benutzt sie wie Versuchstiere. Er infiziert sie mit Erregern, mit den neuesten Viren, Trojanern und Würmern, die ihm die Hersteller von Antivirenprogrammen täglich schicken. Auf dem Bildschirm in seinem Büro kann er beobachten, was diese Viren anrichten. Nur eine Handvoll Computer sind mit dem Labor im Keller verbunden, durch ein spezielles Programm.

Gleich die erste Zahl auf Rossows Bildschirm bedeutet, dass im Keller ein Schadprogramm wütet, wie er es selten erlebt. Es kann sich in wenigen Minuten mit Hunderten fremden Computern verbinden. Genau das, was er sucht. Rossow macht ein paar Tests und schaut im Internet, ob sich schon mal jemand mit diesem Programm beschäftigt hat, ein Technikfreak oder ein Wissenschaftler. Er findet nichts. Das ist es, denkt er, das perfekte Beispiel für seine Doktorarbeit.

Noch ohne es zu ahnen, beginnt Rossow an diesem Nachmittag, einen der meistgesuchten Cyberkriminellen der Welt zu jagen. Etwa fünf Jahre später wird er zu Hause auf einem schwarzen Ledersofa sitzen, mit blassem Gesicht, und die Geschichte seines Lebens erzählen, stolz und inzwischen auch ein bisschen besorgt. Ihm ist gelungen, was selten gelingt. Aber die Sache ist außer Kontrolle geraten. Die USA haben ein Phantom gestellt, einen Meister des digitalen Diebstahls. Sein Name ist Jewgeni Michailowitsch Bogatschow, russischer Staats-

bürger, 32 Jahre alt, ein Mann mit rundem Gesicht, kahl geschorenem Kopf und dunklen Rändern unter den Augen. Strafverfolger aus mehr als zehn Ländern waren hinter ihm her, sie haben Undercoveragenten auf ihn angesetzt, Nerds und die Giganten der Computerindustrie um Hilfe gebeten, Firmen wie Dell und Microsoft. Doch es waren Rossow und ein paar Bekannte, die Bogatschow mit seinen eigenen Waffen geschlagen haben.

Das FBI nennt Bogatschow einen Hacker von Weltformat. Denn er hat Programme geschrieben und vermietet, mit denen er, seine Helfer und seine Kunden auf Raubzüge gingen, hunderttausendfach.

Sein Programmpaket trägt den Namen »Gameover Zeus«. Es ist eine Wortschöpfung, halb dem Computerspiel entlehnt, halb der griechischen Mythologie. Nichts geht mehr, wenn der oberste Gott des Olymp kommt, so in etwa könnte man sie übersetzen. Kein bescheidener Name, aber ein treffender. Denn Bogatschow hat ein digitales Werkzeug geschaffen, mit dem er und ein paar Helfer per Mausklick fremde Konten plündern, Computer sperren und Server lahmlegen konnten.

Nach Erkenntnissen des FBI haben Bogatschow und etwa 20 Helfer mit diesem Programm eine Million Computer in aller Welt infiziert. Seine Opfer waren Unternehmen, Banken und Privatleute. Einem Indianerstamm im US-Bundesstaat Washington soll er 277.000 Dollar gestohlen haben, einer Bank in Florida 6,9 Millionen. Man weiß nicht genau, wie viel Geld er insgesamt erbeutet, welchen Schaden er angerichtet hat. Das FBI geht von rund 100 Millionen Dollar aus, allein in den USA. Wahrscheinlich war es also ein Vielfaches. Denn Bogatschow hat mit seinem Programm auch in Asien, in Europa, in Deutschland geraubt.

Er konnte sich sicher fühlen, jahrelang. Er hatte ein Verbrechen perfektioniert, das die Täter schützt und die andere Seite, Polizisten und Staatsanwälte, vor Aufgaben stellt, die sie ohne Spezialisten wie Rossow nicht lösen können.

Die Ermittler haben es mit Geistern zu tun, die sich hinter Kürzeln oder Kunstnamen verbergen. Ihnen fehlt fast alles, was sie üblicherweise brauchen, um einen Fall aufzuklären. Es gibt keinen Tatort, keine Fingerabdrücke, keine Spuren von Haut oder Haaren, die sich mithilfe von Genanalysen auswerten ließen, es gibt keine Zeugen und keine Täterbeschreibung.

Die Diebe des digitalen Zeitalters müssen in keine Bank, in keine Wohnung mehr einbrechen. Sie können Computerviren einsetzen, die ihre digitale DNS in fremde Rechner schleusen und, ganz von selbst, immer neue Rechner infizieren

und große Schwärme von Computern schaffen, sogenannte Botnetze. Die Hacker können diese Botnetze im Verborgenen steuern, auf die Konten von Internetnutzern zugreifen, ihre Passwörter stehlen und ihr Geld. Bogatschows Programm konnte das perfekt. Es konnte sogar spionieren.

Die Ermittler reiben sich deshalb in einem ungleichen Kampf auf, oft jahrelang, meist vergeblich. Manchmal aber läuft es anders. Manchmal wird nach und nach hinter den Pseudonymen ein Mensch mit Gewohnheiten und Schwächen erkennbar, ein Täter, dessen Spur man verfolgen kann, wie in Bogatschows Fall. Die USA haben Bogatschow alias »slavik«, »lucky12345« und »Pollingsoon« angeklagt. Das FBI ist stolz auf einen der seltenen großen Erfolge. Er wäre ohne Rossow so nicht möglich gewesen.

An einem klaren, kalten Freitagmorgen sitzt Rossow in seiner Dachgeschosswohnung in Dinslaken, westdeutsche Provinz, rot verklinkerte Einfamilienhäuser. Alles an ihm ist lang und schmal, sein Gesicht, sein Körper, seine Finger. Ein schwarzer Laptop, kaum größer als ein Blatt Papier, liegt griffbereit neben ihm auf dem Sofa. Er muss lachen, wenn er an seinen ersten Rechner denkt, einen IBM, einen großen Kasten.

Er war neun, als er in seinem Kinderzimmer saß, Doppelhaushälfte, und sein erstes Spiel programmierte. Er war elf, als das Internet in Mode kam und er Bekannten eigene Webseiten baute, damit sie Filme oder Bücher verkaufen konnten. Nach der Schule ließ er sich zum Fachinformatiker ausbilden, begann ein Studium, spezialisierte sich auf Schadsoftware.

Es gibt unzählige Viren, Trojaner, Internetschädlinge, jeden Tag kommt etwa eine halbe Million dazu. Es sind miserabel programmierte darunter, plump und nahezu wirkungslos, aber auch gefährliche Cyberwaffen, mit denen sich Banken plündern, Kraftwerke lahmlegen und Staaten sabotieren lassen. Rossow interessiert sich nur für die gut programmierten. Er sieht sich jeden Tag Dutzende davon an, liest ihre Codes, Befehlszeile für Befehlszeile. Er will verstehen, wie sie funktionieren, wie sie auf fremde Rechner geschleust werden und wie man sie entschärfen kann.

Er ist Teil eines stillen Kampfes, der mithilfe von Tastaturen, Bytes, Codes und Glasfaserkabeln ausgetragen wird, Programmierer gegen Programmierer, Gut gegen Böse. Die einen erfinden die Cyberwaffen, die anderen studieren ihre Baupläne und versuchen, diese Waffen unschädlich zu machen.

»Es ist ein Spiel«, sagt Rossow.

Er sitzt an einem Schreibtisch oder auf seinem Sofa, vor einem Bildschirm, der ihn mit der Welt da draußen verbindet. Er studiert seine Gegner, ihre Strategie, um möglichst schon vorher zu wissen, was sie als Nächstes vorhaben. Sie könnten Teenager sein oder Männer, die irgendwo in einem abgedunkelten Zimmer sitzen und Kapuzenpullis und Ziegenbärte tragen, er erfährt es nie. Wahrscheinlich haben die meisten angefangen wie er, haben ein bisschen programmiert oder Spiele geknackt, um sie nicht kaufen zu müssen. Rossow hat sich früh entschieden, auf der Seite des Guten zu stehen. Als Forscher, unabhängig, gewissenhaft, sachlich.

Die professionellen Hacker, sagt er, werden immer besser, ihre Attacken immer zielgenauer und trickreicher. Was sie selbst nicht programmieren wollen oder können, kaufen sie in Foren im Internet, dem Schwarzmarkt der digitalen Unterwelt. Sie können dort Rechner für Attacken mieten. Oder den Zugang zu Computern, die ohne das Wissen ihrer Besitzer zu Botnetzen zusammengeschlossen werden. In diesen Foren bietet eine arbeitsteilige Industrie die Bauteile für digitale Hochleistungswaffen an, manchmal in geschlossenen Klubs, zu denen nur zahlende Mitglieder Zugang haben.

Als Rossow in seinem Büro zum ersten Mal auf »Gameover Zeus« stößt, ist es Mitte November 2011. Kurz zuvor hat jemand dem Mitarbeiter einer Firma im Nordwesten des US-Bundesstaats Pennsylvania eine Mail mit einem Link geschickt, die aussah, als käme sie von einem seiner Chefs. So hat er sich Zugriff auf Daten und Konten des Unternehmens verschafft. Es war, wie sich herausstellen wird, Bogatschows erster großer Raubzug. Die Beute, rund eine Million Dollar, verschob er mithilfe von Strohmännern auf ein Bankkonto in London.

Rossow kann davon nichts wissen. Das Programm, das er im Virenlabor im Keller entdeckt hat, ist noch unbekannt. Sein Code liest sich wie eine kaum zu entziffernde Geheimschrift. Es nistet sich tief im System eines Rechners ein, schickt keinen Spam und scheint auf etwas zu lauern. Außerdem ist es offenbar sehr gut verschlüsselt. Rossow will mehr darüber herausfinden, wie dieses Programm arbeitet. Er will beobachten, wie die Waffe funktioniert.

In den nächsten Wochen sitzt er tagsüber in seinem grauen Hochschulbüro und abends zu Hause im Arbeitszimmer mit seinem kleinen schwarzen Laptop, oft bis tief in die Nacht. Er schläft nur noch wenig, seine Freundin sieht er kaum.

Nur tagsüber, wenn die Sonne scheint, geht er joggen, um mal eine halbe Stunde nichts denken zu müssen.

Allmählich beginnt er, die Logik dieses Trojaners zu verstehen. Wie er fremde Computer anspricht, wie er sich vorstellt und sein gigantisches Botnetz bildet. Im Sicherheitslabor seiner Hochschule baut Rossow eine Kopie des Schadprogramms nach, um weitere Tests machen zu können. Irgendwann findet er in einem polnischen Fachblog einen Artikel. Jemand, Forscher wie er, hat offenbar denselben Trojaner entdeckt, ihn analysiert und ist zu dem Schluss gekommen, dass dieser Schädling perfekt gebaut ist, nicht zu knacken. Denn »Gameover Zeus« ist nicht nur sehr schnell, sein Schöpfer hat sich auch eine besondere Tarnung einfallen lassen.

Die Hacker müssen eine Reihe von Entscheidungen treffen, wenn sie ihre Schadsoftware entwickeln. Zum Beispiel die, wie die infizierten Rechner die entscheidenden Befehle erhalten sollen. Sie können diese Informationen im Code ihrer Cyberwaffen hinterlegen. Sie können aber auch die Rechner, die sie heimlich übernehmen, von einem anderen Computer oder gleich von mehreren kontrollieren lassen. Der Vorteil der ersten Variante ist, dass ihre Kontrolle direkter ist, zuverlässiger. Der Nachteil: Sie hinterlassen mehr Datenspuren, mit denen Cyberermittler oder Männer wie Rossow ihnen nachspüren können.

Bogatschow hat sich für die zweite Variante entschieden. Der Rechner, von dem aus er seinen Trojaner verschickt, benutzt die infizierten Rechner als Boten. So macht er sich praktisch unsichtbar, ein Computer in einem Verbund von Hunderttausenden, von denen fast alle unablässig irgendwelche Befehle versenden und weiterleiten.

Rossow ist beeindruckt. Eine derart kunstvolle Waffe sieht er selten, der Macher bietet seinen Gegnern fast keine Angriffsfläche. Trotzdem, jedes Programm hat Schwachstellen, den perfekten Code gibt es nicht, denkt Rossow. Sonst wären auch Betriebssysteme wie Windows, Mac OS oder Linux unverwundbar.

An einem dieser langen Abende, als er durch das Fenster seines Arbeitszimmers zu Hause in einen nachtschwarzen Himmel blickt, glaubt Rossow, diese Schwachstelle gefunden zu haben. Bogatschow kontrolliert nicht, wer sich seinem Botnetz anschließt. Er hat darauf verzichtet, ein zuverlässiges Schloss einzubauen. Vielleicht hat er das Problem nicht bedacht. Vielleicht aber war er sich seiner Sache auch zu sicher und glaubte, dass seine Tarnung nicht aufzuheben sei.

Rossow gelingt es, sich unerkannt in Bogatschows Botnetz zu mischen. Jetzt ist er es, der lauert und seinen Gegner ausspäht, gut getarnt. Wenn seine Vermutungen stimmen und es ihm gelingt, Bogatschows Trojaner auszuschalten, wird das nicht nur seine Professoren interessieren, sondern auch die Hersteller von Antivirensoftware, die großen Computerfirmen, die Sicherheitsunternehmen der IT-Branche, das Bundeskriminalamt, Europol, womöglich sogar das FBI. Allein wird er das allerdings nicht hinbekommen. Es ist zu viel Arbeit, und er muss schnell sein, wenn er der Erste sein will. Er hat zwei Bekannte, die ihm helfen. Einen Studenten, den er betreut, und einen Kollegen, den er lange kennt.

Sie sitzen in ihren Wohnungen in Dinslaken, Amsterdam und Düsseldorf, analysieren Daten und schalten sich zu Videokonferenzen zusammen, sobald sie etwas Neues herausgefunden haben, oft mehrmals täglich. Nach ein paar Wochen glauben sie zu wissen, wie sie Bogatschows Waffe attackieren können. Und auch, wann der beste Moment dafür ist: ein Freitagabend.

Rossow hat im Virenlabor getestet, welche Rechner in Bogatschows Botnetz besonders viele Informationen miteinander austauschen. Mit denen steuert er wahrscheinlich sein Botnetz. Außerdem haben Rossow und seine beiden Bekannten herausgefunden, dass die Updates für »Gameover Zeus«, die neuesten Programmversionen, immer unter der Woche erscheinen, meist frühmorgens. Das heißt, die Cybergangster scheinen am Wochenende nicht zu arbeiten und in einer ähnlichen Zeitzone zu leben, vielleicht in Europa, wahrscheinlicher in der Ukraine oder in Russland. Es gibt dort eine Menge sehr gut ausgebildeter Informatiker. In Deutschland würden Unternehmen oder Forschungseinrichtungen sie mit lukrativen Verträgen locken, in Russland aber gibt es zu wenige Jobs.

An einem Freitagabend, kurz nach 17 Uhr, sitzt Rossow in seinem heimischen Arbeitszimmer. Es ist Mitte Mai 2012. Auf Rossows Computerbildschirm sind zwei Fenster nebeneinander geöffnet, ein weißes und ein schwarzes. In dem weißen sieht er die Gesichter der anderen beiden, angespannt wie seines. Zu Hause vor ihren Computern blicken sie auf das gleiche schwarze Fenster wie er, die Matrix. Wo andere nur eine endlose Aneinanderreihung von Zahlen, Buchstaben und Zeichen sehen, sehen sie eine Welt.

Sie haben fast zwei Monate gebraucht, um den Code für ihren Angriff zu schreiben. Er soll die Verbindungen der Rechner zueinander manipulieren und sie so aus Bogatschows Botnetz herauslösen, einen nach dem anderen. Es muss

schnell gehen. Ein Computer wartet sich alle zwanzig bis dreißig Minuten automatisch selbst. Das ist die Zeit, die ihr Programm hat. Dauert es länger, machen die Rechner ihren Versuch automatisch zunichte. Sie nutzen deshalb das Internet und die Computeranlage von Rossows Hochschule. Ihre Internetanschlüsse zu Hause wären viel zu langsam.

Rossow drückt die Enter-Taste und wartet.

Auf seinem Bildschirm beginnen die weißen Zeilen zu tanzen, so schnell, dass sie verschwimmen. Jeder Computer, den sie Bogatschow geklaut haben, schickt eine Bestätigung, eine Zeile Text. Es sind viele, sehr viele, es geht rasend schnell. Um zwei Uhr nachts kontrolliert Rossow noch einmal das Warnsystem, alles ist in Ordnung, danach legt er sich ins Bett, zufrieden, dass alles gelaufen ist wie geplant.

Am nächsten Morgen ist er früh wach. Die Hacker haben immer noch nicht reagiert. Das Wochenende vergeht, die erste Woche, die zweite Woche. Rossow ist überrascht. Sie haben Bogatschow ein teures Problem beschert. Er hat die Kontrolle über die Computer verloren, deren Besitzer er ausgeraubt hat, manche mehrmals. Ihm entgeht Beute. Außerdem hat auch er Bauteile seiner Waffe eingekauft, um fremde Computer infizieren und Kontodaten auslesen zu können. Nun braucht er neue.

Drei Wochen nach dem Angriff legt jemand das Internet von Rossows Hochschule lahm. Es ist Bogtaschows Gegenangriff, Rossow hat ihn erwartet, er bricht seine Attacke ab. Er weiß jetzt, dass Bogatschow und sein Schadprogramm nicht unbesiegbar sind. Sein bisheriger Erfolg hat ihn verwundbar gemacht. Je mehr Computer ein Botnetz umfasst, desto schwieriger ist es zu reparieren, wenn jemand einen Fehler einschleust. Nichts anderes hat er, Rossow, getan.

Innerhalb weniger Tage veröffentlichen Bogatschow und seine Leute ein gutes Dutzend Updates. Es gibt ein paar neue Funktionen. Aber die Schwachstelle ihres Programms haben sie offenbar nicht erkannt. Das heißt, Rossow und seine Kollegen können die Hacker noch einmal angreifen. Allerdings brauchen sie dieses Mal effektivere Waffen, einen ausgefeilteren Code, größere Rechner und mehr Serverkapazität.

Im August 2012 bittet Rossow seine Freundin, zu ihren Eltern zu ziehen. Eine Woche lang verwandeln er und die anderen beiden seine Wohnung in die Zimmer ihrer Jugend. Tagsüber sitzen sie mit ihren Laptops, Unterlagen und Gummibär-

chen um den Esstisch im Wohnzimmer, nachts rollen sie für ein paar Stunden ihre Isomatten auf dem Boden aus. Schon früh am Morgen, beim Frühstück, diskutieren sie über Peer-to-peer-Netzwerke, Bulletproof Hosting und Sinkholing und schreiben weiter an ihrem neuen Code.

Sie haben sich zwei Männer zu Hilfe geholt, die für IT-Sicherheitsfirmen arbeiten und die sie auf Konferenzen kennengelernt haben. Einer, Tillmann Werner, sitzt mit ihnen am Tisch. Der andere, ein Kalifornier, loggt sich am frühen Abend deutscher Zeit bei Skype ein. Brett Stone-Gross ist sein Name, er steht im Ruf, ein gutes kriminalistisches Gespür zu haben, außergewöhnliche technische Fähigkeiten und glänzende Kontakte zu den amerikanischen Sicherheitsbehörden. Wie sich herausgestellt hat, ist auch er schon seit einiger Zeit hinter Bogatschow her.

Am Ende der Woche fühlen sie sich bereit für den zweiten Angriff. Sie haben vier Firmen gefunden, die ihnen mehrere Server zur Verfügung stellen. Sie haben dieses Mal mehrere IP-Adressen, nicht nur die einer Hochschule, sie sind also als Angreifer viel schwieriger zu erkennen. Vor allem, findet Rossow, ist ihr Code dieses Mal deutlich raffinierter.

Er glaubt zwar, dass es den perfekten Code nicht gibt, aber er will ihm so nahe wie möglich kommen. Der Code ist die Handschrift, mit der sich ein Programmierer offenbart, seine Kunstfertigkeit und auch seine Persönlichkeit. Ein Code verrät zum Beispiel, ob er von einem eitlen Menschen geschrieben ist, sein Macher kann geheime Botschaften darin versteckt haben, Referenzen an ein Buch oder einen Musiker. Für Rossow ist der perfekte Code elegant, frei von Zierrat, er lässt das Schwierige einfach aussehen. Bogatschows Code ist elegant. Dieser Mann, das verrät seine Handschrift, hatte ungewöhnliche Ideen, trotzdem hat er auf alles Überflüssige verzichtet. Doch Rossow glaubt, dass sie ihm etwas entgegenzusetzen haben.

Etwa zu dieser Zeit klagt fast 8000 Kilometer entfernt ein Gericht im Norden der USA einen Mann an, der sich hinter den Alias-Namen »slavik«, »lucky12345« und »Pollingsoon« verbirgt. Die Anklage wirft diesem Mann unter anderem Schutzgelderpressung, Bankbetrug und den Verstoß gegen diverse Computergesetze vor.

An einem Freitagabend im September 2012 greifen Rossow und seine Helfer zum zweiten Mal an. Es läuft ähnlich wie zuvor. Es wird Mitternacht, ein Uhr, zwei Uhr. Der Samstag vergeht, die erste Woche, die zweite. Sie lösen neunzig

Prozent der Computer aus Bogatschows räuberischem Netz heraus. Am Ende der zweiten Woche sehen sie, dass die Hacker ihren Trojaner mehrfach überarbeitet haben. Die Schwachstelle haben sie noch immer nicht behoben.

Rossow hat nun eigentlich alles, was er braucht. Er wollte wissen, wie das Programm funktioniert und warum es so erfolgreich ist. Das weiß er. Er hat einen Trojaner besiegt, der als unbesiegbar galt, zweimal, das gilt als Beweis. Er könnte jetzt einfach seine Doktorarbeit schreiben. Die Chancen stehen gut, dass er als erster Wissenschaftler »Gameover Zeus« wirklich beschreibt. Andererseits, denkt Rossow, solch einen Fall hat man als Wissenschaftler wohl nur einmal in seinem Leben. Außerdem gibt es eine Menge Menschen, die durch den Trojaner viel Geld verlieren, jeden Tag.

Monate später, im Mai 2013, steht Rossow im Erdgeschoss eines gewaltigen Betonklotzes mitten in San Francisco in einem Raum ohne Fenster, in dem es ähnlich kühl ist wie in seinem Virenlabor. Er ist auf der IEEE Security and Privacy, der wohl wichtigsten Konferenz der Welt zum Thema Computersicherheit, als Redner eingeladen. Die besten Forscher, Detektive, Ermittler kommen hier einmal im Jahr zusammen. Rossow blinzelt in das gleißende Deckenlicht, alle Sitzreihen sind gefüllt. Es müssen etwa 500 Leute sein, die hören wollen, was er und die anderen über »Gameover Zeus« herausgefunden haben. Es ist das erste Mal, dass ein größeres Publikum davon erfährt.

Für Rossow ist es außerdem der Moment, in dem das Spiel gefährlich wird. Denn er trägt den Kampf heraus aus der virtuellen, hinein in die reale Welt. Bisher war auch er für Bogatschow ein Geist, jemand, der Zugriff auf einen Hochschulserver haben musste und offenbar einiges von Botnetzen verstand. Doch ab jetzt ist er ein deutscher Wissenschaftler, ein Mensch mit einem Namen und einem Gesicht, den man finden kann, wenn man will, und der weiß, dass eine Firewall mehr Schutz bietet als die Wände seines Hauses. Rossow versucht, diesen Gedanken zu verscheuchen. Er beruhigt sich damit, dass inzwischen viele andere versucht haben, Bogatschows Botnetz zu hacken, und dass er, Rossow, ja nur Teil einer Gruppe ist.

Kaum ist er zurück in Deutschland, da mailt ihm Brett Stone-Gross, der Amerikaner aus seiner Gruppe. Ein Mann namens Elliott Peterson, Special Agent des FBI, ein ehemaliger Marine, habe Rossows Vortrag in San Francisco gehört und sich gemeldet. »Er könnte unsere Hilfe brauchen«, schreibt Stone-Gross.

Schon bei der ersten Videokonferenz mit diesem Mann hat Rossow das Gefühl, dass der Fall noch um einiges größer ist, als er dachte. Peterson, groß, muskulös und ironisch, ist keiner dieser grimmigen Schweiger, die Rossow aus amerikanischen Agentenfilmen kennt. Seine Fragen und Andeutungen verraten, dass er schon lange hinter Bogatschow her ist und längst mit einer internationalen Armee von Ermittlern und Sicherheitsfirmen zusammenarbeitet. »Wir suchen«, sagt Peterson, »nach einem Weg, den Hackern dieses Botnetz wegzunehmen, dauerhaft. Kriegt ihr das hin?« Was auch immer sie brauchten, er werde versuchen, es möglich zu machen. Es werde vieles möglich sein, denn dieser Fall sei ungeheuer wichtig für die Vereinigten Staaten von Amerika.

Dieses Mal trifft sich Rossows Gruppe in einem renovierten Altbau in Bonn. Eine Woche Matratzenlager, eine Woche Pizza vom Lieferservice. Inzwischen hat Bogatschow ihnen die Arbeit deutlich erschwert. Er hat seinen Trojaner so umprogrammiert, dass sich der Code praktisch nicht mehr verändern lässt. Außerdem hat er ein gigantisches Hütchenspiel aufgezogen. Sein Trojaner generiert in jeder Woche 1000 neue Domainnamen. Das heißt, sie werden großen Aufwand betreiben müssen, wenn alles klappen soll. Denn sie sind auf die Hilfe all der Firmen angewiesen, die Domains verwalten. Sie müssen mit ihnen verhandeln, um die Adressen sperren zu lassen.

Aber sie wissen nun, was zu tun ist. Sie besprechen sich, testen, schreiben einen neuen Code. Mindestens einmal am Tag ruft Peterson an und fragt, wie es vorangeht. Wenn sie etwas brauchen, besorgt er es, Geld spielt keine Rolle. Doch als sie bereit sind für den Showdown, meldet sich Peterson immer seltener. Manchmal hören sie tagelang nichts von ihm, dann mehrere Wochen oder Monate. Rossow wird nervös. Bogatschows letztes Update war schon sehr gut. Was, wenn er seinen Trojaner noch weiter perfektioniert, wenn er den Fehler findet und ihn ausmerzt? Jeden Tag könnte es passieren.

Vielleicht, denkt Rossow, haben sie schon bald keine Chance mehr, ihn zu stoppen.

Am 31. Mai 2014, zweieinhalb Jahre nachdem Rossow in seinem Hochsicherheitslabor auf den Trojaner »Gameover Zeus« aufmerksam geworden ist und ein Jahr nachdem der FBI-Agent Peterson ihn um Hilfe gebeten hat, klappen Tillmann Werner und Brett Stone-Gross, Rossows Bekannte, in einem leer geräumten Konferenzraum in Pittsburgh ihre Laptops auf. Auf einem Tisch vor ihnen

stehen zwei große Monitore, hinter ihnen ein Dutzend FBI-Männer und hochrangige Juristen der Vereinigten Staaten.

Peterson hat wie besessen auf diesen Tag hingearbeitet. In wenigen Augenblicken werden diese zwei Jungs, ein Deutscher und ein Amerikaner, damit beginnen, Bogatschows Botnetz zu vernichten. Dafür hat er sie hierhergebeten, in einen grünen Riegel in der Innenstadt, ins nationale Cyber-Abwehrzentrum der USA. Und während sich ihr Programm immer tiefer in Bogatschows Netzwerk hineinwühlt und seine Waffe zersetzt, werden in Kanada, in Deutschland, Frankreich und England, werden vor allem in Russland und der Ukraine einige Dutzend Ermittler etliche Häuser und Wohnungen durchsuchen und zehn Männer festnehmen, die Bogatschow bei seinem Raubzug durch den Cyberspace geholfen haben. Das ist Petersons Plan.

Es ist kurz nach acht an diesem Freitagmorgen, als Stone-Gross und Werner die Enter-Taste drücken. Etwa sieben Stunden später klingelt Rossows Handy. In Deutschland ist es Abend, kurz vor neun, als Werner sich meldet. Rossow sitzt auf einer Holzbank vor einer Ferienwohnung auf Rügen und liest ein Buch. Er ist mit seiner Freundin in den Urlaub gefahren.

Als es darum ging, zu entscheiden, wer nach Pittsburgh fliegen würde, hatte Rossow überlegt. Er hatte Bogatschows Fährte aufgenommen, seine Spuren verfolgt, seine Eigenheiten kennengelernt, sich ein Bild von ihm gemacht. Jetzt, da alles auf den großen Showdown zulief und er die Sache zu Ende bringen konnte, würde er stattdessen im Urlaub sein. Er hatte viel gearbeitet und seiner Freundin die gemeinsame Zeit schon vor Monaten versprochen, in drei Wochen würden sie heiraten. Außerdem war er schon immer lieber allein, wenn er an etwas Wichtigem arbeitete. Es machte ihn nervös, wenn jemand hinter ihm stand, als würde er alles überwachen. Wenn es schwierig würde, dürfte nichts ihn ablenken. Außerdem spielte es für ihn keine Rolle, ob er in Gelsenkirchen oder Dinslaken, in Bonn oder Pittsburgh war. Der Kampf gegen Bogatschow fand nicht an einem bestimmten Ort statt, sondern im Cyberspace. Alles, was er brauchte, waren sein Laptop und ein Internetanschluss.

Irgendwas stimmt nicht, sagt Werner.

Ihr Programm macht sich nur sehr langsam in Bogatschows Botnetz breit. Viel zu langsam. So wird Bogatschow keine Mühe haben, Herr über all die fremden Computer zu bleiben. Sie haben alles kontrolliert, vieles versucht. Es muss

an ihrem Code liegen. Auch den haben sie kontrolliert, wieder und wieder, aber keinen Fehler gefunden. Alles hängt jetzt von Rossow ab. Findet er keine Lösung, scheitert womöglich eine der aufwendigsten Ermittlungen, die die Welt seit Langem gesehen hat.

Rossow geht in die Wohnung und zieht seinen Laptop aus einem Rucksack, doch das Internet funktioniert plötzlich nicht mehr. Also fährt er mit dem Rad in den nächsten Ort und sucht ein Hotel, in dem es Internet gibt. In der Lobby lässt er sich in ein Sofa fallen, stellt seinen Computer auf den Couchtisch und startet die beiden Programme, die er für die bisherigen beiden Angriffe auch benutzt hat. Dann sitzt er im Dämmerlicht, ein junger Mann in Funktionskleidung, halb Mensch, halb Schemen. Der Bildschirm leuchtet sein Gesicht blau an. Rossow klickt in das schwarze Fenster und sucht die Stelle ihres Codes, an der er den Fehler vermutet, dann beginnt er, ihn neu zu schreiben. Ab diesem Moment nimmt er um sich herum nichts mehr wahr.

Als er fertig ist, drückt er die Enter-Taste und sieht zu, wie sich ihr Programm in Bogatschows Botnetz hineinzufressen beginnt.

Drei Tage später tritt in Washington ein älterer Herr mit schmalem Gesicht, Föhnfrisur und Schnauzer vor die Presse, hinter ihm stehen zwei Flaggen, die Stars and Stripes und der American Eagle. James Cole, stellvertretender Justizminister der USA, hat eine Sensation zu verkünden. Die USA, sagt Cole, hätten mithilfe einer internationalen Fahndungsgruppe einem der gewieftesten Cyberganoven der Welt das Handwerk gelegt. Jewgeni Bogatschow habe das »komplizierteste System von Computerviren geschaffen, das uns jemals begegnet ist«. Gemeinsam mit russischen und ukrainischen Komplizen habe er mehr als eine Million Computer infiziert, darunter die Server von US-Banken. Cole sagt, dass ein US-Gericht Bogatschow wegen Internet- und Bankbetrugs anklagt, wegen Erpressung, Datendiebstahls und Geldwäsche.

Am Nachmittag telefoniert Rossow mit Werner und lässt sich noch einmal in Ruhe erzählen, wie alles gelaufen ist. Als er auflegt, glaubt er, dass die Geschichte für ihn zu Ende ist. Doch die Geschichte hat sich in den vergangenen Monaten verselbstständigt.

Deshalb sitzt Rossow nun, fünf Jahre nachdem alles angefangen hat, zu Hause in seinem Wohnzimmer und weiß nicht recht, was er von alldem halten soll. Er hat allen Grund, stolz zu sein. Er hat etwas Außergewöhnliches vollbracht. Das FBI hat ihm eine Urkunde verliehen, in einer dunkelblauen Kunstledermap-

pe, sie steht aufgeklappt in seinem Büro an der Uni in einem Regal. Er hat, kaum mit dem Studium fertig, eine Forschungsgruppe an einer Uni bekommen, seine Vorlesungen sind gut besucht. Die großen Computerfirmen laden ihn ein, um Vorträge zu halten, nach Nizza, ins Silicon Valley. Aber er zuckt noch immer zusammen, wenn er vor einem großen Publikum steht und hört, wie jemand ihn mit seinem Namen ankündigt. Er hat sich nicht mit irgendeinem Hacker angelegt, sondern mit einem Kriminellen, dem alles zuzutrauen ist. Er fürchtet, dass Bogatschow sich rächen könnte. Außerdem ist da diese Sache mit der Spionage.

Rossow und die anderen haben, gut versteckt in Bogatschows Botznetz, eine Reihe von Suchbefehlen gefunden, die digitale Bankräuber nicht brauchen und die man in ihren Schadprogrammen üblicherweise nicht findet.

Jemand hat dort Informationen über Georgien und die Ukraine, über Syrien und die Türkei zusammengetragen, alle sehr brisant. Seine Suchabfragen verraten, dass er es auf Regierungsdokumente abgesehen hatte, die als geheim gestempelt waren, und auf bestimmte Mitarbeiter von Auslandsgeheimdiensten. Das deutet auf russische Interessen hin. Denn kaum jemanden interessierten diese Länder damals so wie Russlands Präsident Putin. Er hatte einen Krieg gegen Georgien geführt, das Verhältnis war noch sehr angespannt. In Syrien ließ Machthaber Baschar al-Assad das eigene Volk bombardieren, Putin stand auf seiner Seite, die Türkei auf der Seite Europas und der der USA. Auch in der Ukraine führte Putin einen Krieg.

Die Daten, die Bogatschows Schadprogramm gesammelt hatte, lassen also den Schluss zu, dass sich ein Spion in Bogatschows Botnetz eingenistet hat, womöglich sogar im Auftrag der russischen Regierung. Auch die Qualität seiner Cyberwaffe spricht dafür.

»Na ja, ich wäre da trotzdem vorsichtig«, sagt Rossow. Es gibt im Netz viele Möglichkeiten, sich zu tarnen und falsche Fährten zu legen.

Die amerikanischen Ermittler aber, auch FBI-Agent Peterson, sprechen von Spionage und davon, dass Bogatschow hinter der Suche nach den brisanten Informationen steckt. Im Sommer 2014 haben die USA deshalb Russland aufgefordert, Bogatschow auszuliefern. Vergeblich, denn es gibt kein Auslieferungsabkommen. Im Februar 2015 schrieb das FBI Bogatschow zur Fahndung aus, mit einem Kopfgeld von drei Millionen Dollar. Es ist die höchste Belohnung, die US-Behörden je für einen Cyberkriminellen ausgelobt haben.

Vieles deutet darauf hin, dass sich Bogatschow bis heute in Russland aufhält, in Anapa, einem Kurort an der Schwarzmeerküste mit 60.000 Einwohnern. Er hat dort eine Meldeadresse, eine Wohnung in einem Wolkenkratzer, die Polizeistation ist bloß ein paar Hundert Meter entfernt. Er sei immer mal wieder dort gewesen, sagen seine Nachbarn. Sie mögen ihn. Sie erzählen, wie umgänglich er sei und dass er mit einem alten Volvo herumfahre, mit einem Aufkleber auf dem Kotflügel, mit dem er für Computerreparaturen werbe. Es heißt auch, er sei immer mal wieder auf seiner Yacht gesehen worden, vor der Küste. So haben es die Nachbarn einer russischen und einer englischen Zeitung erzählt. Es klingt nicht, als sei Bogatschow sonderlich bemüht, sich zu verstecken. Auch deshalb halten es die Ermittler in den USA und Europa für möglich, dass Putins Regierung ihn deckt.

Es ist eine Spekulation, aber sie ist nun in der Welt und verbreitet sich wie ein Computervirus. Elliott Peterson, Bogatschows Jäger, hat sie vor ein paar Monaten öffentlich gemacht. Er stellte auf einer Cyber-Konferenz in Las Vegas einen umfangreichen Bericht vor, den er über die Jagd auf Bogatschow geschrieben hatte. Es deute einiges darauf hin, dass »Gameover Zeus« von Anfang an benutzt worden sei, um zu spionieren, schrieb er. Im Nachwort dankt er Rossow.

Rossow verzieht das Gesicht zu einer Grimasse, wenn man ihn darauf anspricht. Es kommt ihm manchmal so vor, als stünde die Welt in Flammen. Als wären die USA und Russland zurück im Kalten Krieg. Er fürchtet, dass in einer Zeit wie dieser schon ein kleiner Anlass genügen könnte, um eine Eskalation auszulösen. Spionage, diplomatische Verwicklungen, Cyberkrieg. Die Sache ist ihm zu groß geworden.

Er ist Informatiker. Er wollte etwas herausfinden und das Richtige tun. Es scheint bloß, als interessierte das niemanden mehr.

Welt am Sonntag
Nr. 18 vom 1. Mai 2016

SONNTAG

DER TAGESSPIEGEL

RERUM COGNOSCERE CAUSAS

Eltern, lasst die Kinder los! Ein Report zur Förderung und Überforderung vom Kreißsaal bis zum Hörsaal – *Berlin, Seite 9*

Die Verhörpsychologin **Julia Shaw** über manipulierte Erinnerungen, Amnesie und Eselsbrücken – *Sonntag*

BERLIN, SONNTAG, 6. OKTOBER 2016 · 72. JAHRGANG · NR. 22 909 WWW.TAGESPIEGEL.DE BERLIN 2,80 €, AUSWÄRTS 2,90 €, AUSLAND 3,00 €

's war Herbsteszeit

F.C. Delius' „Die Birnen von Ribbeck" gilt als erster Wenderoman. 1991 schrieb der Schriftsteller die Geschichte um Fontanes Erbe – und machte sich mit seiner Erzählung nicht nur Freunde. Ein literarischer Dorfspaziergang – Unterwegs

Trump vor dem Aus?

Republikaner auf Distanz zu ihrem Kandidaten

NSU-Terror

Langer Prozess

Von Frank Jansen

Wer vermutet das wohl? Fast drei einhalb Jahre dauert der NSU-Prozess schon, ein Ende ist 2016 nicht in Sicht. Wenn sich jemals einiger Medien und unermüdlicher Nazijäger noch jemand über den monströsen Verfahren lustet, dann ist es diesjährigen Tim. Was soll der Quatsch, Beate Zschäpe soll endlich verurteilt werden, Knast bis ans Lebensende, Schluss, aus, nochet. Und mit ihm der ganze Theater kennt. Unmengen an Steuergeldern werden da verschleudert, wollte überhaupt ist durch alles gelitten, Zschäpe ist schuldig.

Der Unmut ist nicht ganz unverständlich, doch die Justiz der Bundesrepublik funktioniert glücklicherweise nicht nach dem Motto „Kurzer Prozess". Es wäre auch fatal. Erst recht wenn es um so monströse Verbrechen geht, zehn Morde, zwei Sprengstoffanschläge, 15 Raubüberfälle, eine besonders schwere Brandstiftung und, überwölbend, die Gründung einer terroristischen Vereinigung. Paradoxerweise scheint aber das Verständnis für den Aufwand des Rechtsstaats umso mehr zu schwinden, je größer die Dimensionen der Verbrechen dieser Terrorzelle. Vielleicht ergibt sich sogar eine Chance, die drei Sprengstoffanschläge auf den jüdischen Friedhof in Charlottenburg noch vielen Jahren aufzuklären.

Natürlich sorgen in München die täglichen Mauiver einiger Prozessparteien, die manchmal lächerlich erscheinenden Befangenheitsanträge und die oft schwerfälligen Formulierungen Ausregen reichen Zeugen. Doch die vielen gelenden Momente im Oberlandesgericht München sind nicht der wahre Makelstab.

Im Saal A 101 wird ein Kapitel der noch jungen Geschichte des wiedervereinigten Deutschland geschrieben. Der Vorsitzende Richter Manfred Götzl (Jogiert still und sonverän eine Hauptverhandlung, die schon angesichts von mehr als 50 Nebenklage-Anwälten auch nur Chancen hatte, abstellen können. Demnach ist die Beweisaufnahme in den 114 Prozesstagen schritt für schritt vorangekommen, und vom Ende nicht mehr so weit entfernt. Dass die historische Leistung der Ermittlungen im NSU-Verfahren immer wieder in Teilen der Öffentlichkeit kaum gewürdigt wird, erscheint gerade in Zeiten von rechtem Gewinne gegen das „System" und die „Lügenpresse" bedenklich.

Der Prozess ist eine Erfolgsgeschichte. Und sie wird gelingen, ein [illegible] gegen alle Revisionen hält. Damit ist [illegible] in allen Ehren, [illegible] auch die [illegible]

Dominik Bardow wurde 1982 in Dorsten geboren. Nach seinem Studium in Berlin, Modena und Hamburg, arbeitete Bardow in London, Barcelona und Buenos Aires und kam über die Deutsche Journalistenschule in München zum *Tagesspiegel* nach Berlin. Dort sieben Jahre im Sportressort tätig, unter anderem als Fußball-Reporter bei Hertha BSC und Experte für Fifa-Korruption. Nach dreimonatiger Asien-Reise wieder als freier Autor in Berlin unterwegs. 2015 bei den Sports Media Pearl Awards in Abu Dhabi ausgezeichnet.

Dominik Bardow ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Meinung« für seinen Beitrag »Fußball, ich kann nicht mehr!«, erschienen am 9. Oktober 2016 in *Der Tagesspiegel*.

Fußball, ich kann nicht mehr!

Von Dominik Bardow

Jeden Tag ein Spiel, bald eine WM mit 48 Teams: Unser liebster Sport lässt uns keine Pausen. Über all dem ist ein Gefühl verloren gegangen. Zeit für ein Beziehungsgespräch.

Lieber Fußball,

Wir müssen reden. Es wird mir alles zu viel. Ich habe nachgedacht, ich hatte Zeit. Jetzt war Länderspielpause, wir haben uns einige Tage nicht gesehen. Aber die Sehnsucht, dich am Samstagabend wiederzutreffen, hielt sich in Grenzen. Ich konnte mich nicht mehr freuen auf Deutschland gegen Tschechien. Es war einfach zu viel zuletzt: Bundesliga, Champions League, EM, Olympia, wieder Bundesliga. Wir hatten keinen Sommerurlaub voneinander. Wir gönnen uns ja keine Pausen mehr.

Es gibt da einfach keine Distanz mehr, ständig bist du da. Wir sehen uns montags bis sonntags. Wenn kein Spiel ist, dann gibt es Fußball-Talk, Fußball-Nachrichten, Pressekonferenzen, die Wiederholung einer Wiederholung. Du bist Alltag geworden und nichts Besonderes mehr. Du biederst dich regelrecht an, ständig bist du empfangbar.

Dein Gesicht ist für mich Gianni Infantino geworden: der Fifa-Präsident, ein Kugelkopf, wie ein Ball, der einen ständig angrinst und fragt: Na, willst du mehr?

Und jetzt, Fußball, höre ich von seinen Plänen für unsere Zukunft: eine Weltmeisterschaft mit 48 Mannschaften, in mehreren Ländern am besten. Eine Klub-WM vielleicht mit 32 Mannschaften. Die Europäer wollen eine Nations League. Die Bundesliga spielt jetzt montags, sicher bald mittags. Und von einer Superliga höre ich immer öfter, dauernd Bayern gegen Barcelona. Es gibt des Guten zu viel. Kann man sich jeden Tag die Mona Lisa anschauen, ohne dabei abzustumpfen?

Über all das ist da etwas verloren gegangen. Ein Gefühl, ich kann es schwer in Worte fassen. Ich fühle nur, wie ich müde werde, irgendwie satt und kälter dir gegenüber. Oder ich werde sauer. Wie soll ich dich wollen, Fußball, wenn du dich mir ständig an den Hals schmeißt? Aber du kriegst nicht genug, du willst alles: Asien, die USA, die ganze Welt soll dich lieben.

Wirst du nie müde? Bei der Europameisterschaft in Frankreich, da sahst du zum ersten Mal so richtig erschöpft aus, irgendwie verbraucht, schon in der Vor-

runde k.o. Rumänien – Albanien, Ukraine – Nordirland, das waren keine Mona Lisas mehr, das waren Karikaturen.

Aber du rauschst von Party zu Party, jedes Spiel ist ein Event, du willst, dass alle mitfeiern, dabei weißt du wohl selbst nicht mehr, welcher Wochentag gerade ist. Du liebst das Blitzlicht, den roten Teppich und die Kameras, ohne geht es wohl nicht mehr, überall Kameras. Aber bist du das noch, hinter all dem Hochglanz? Alles ist so dick aufgetragen. Die rasierten Beine, die blondierten Haarspitzen, die albernen Tattoos – für wen machst du das? Wenn du deine Triumphe feierst, wirkt die Freude wie einstudiert, vor dem Spiegel geübt. Mehr für die anderen als für dich. Ich erkenne dich kaum noch und mich nicht mehr, deinen Verehrer.

Ich habe mich einmal in dich verliebt, und keiner könnte das besser ausdrücken als der große Nick Hornby, ganz plötzlich, unerklärlich, unkritisch und ohne einen Gedanken an den Schmerz und die Zerrissenheit zu verschwenden, die damit verbunden sein würden. Doch wer hätte gedacht, dass der größte Schmerz und die schlimmste Zerrissenheit die Gleichgültigkeit sein würde, mit der ich dir heute gegenüberstehe. Dass du mir einmal egal werden wirst. Das hätte ich nie geglaubt, und es macht mich fertig.

Vielleicht habe ich zu viel von dir gewollt. Es klingt absurd, aber du solltest alles für mich sein: Heilige, Hure, Mutter. Ich wollte dich bewundern, deine Eleganz, deine fairen Ideale, deine große Kunst, die mich aus dem Alltag erhebt. Und ich wollte Leidenschaft, mich bei dir vergessen, Ekstase, singen, schreien, weinen, mich verlieren in der Welle der Emotionen. Und ich wollte, dass du mir Halt gibst, ein Zuhause, einen Ort, an den ich immer wieder zurückkommen kann und wo ich mich aufgehoben fühle, geborgen.

Wenn du mir das nicht gegeben hast, war ich frustriert. Oder noch schlimmer, du hast es mir gegeben, viel zu viel davon, und ich habe die Schattenseiten deiner drei Gesichter gesehen. Statt heilig wirktest du abgehoben, entrückt, in höheren Sphären um dich selber kreisend. Dann wieder wirkst du billig, gierig, anbiedernd, wolltest mir Emotionen auf Knopfdruck verkaufen. Und manchmal fühlte ich mich von dir bevormundet, fremdbestimmt, bemuttert. Ich habe mir meinen Alltag von dir diktieren lassen, die Zeiten, wann ich abends und an Wochenenden zu Hause zu sein habe oder in der Kneipe. Ich war auch abhängig von dir.

Wann hat das angefangen, dass wir uns auseinandergelebt haben? 2006 vielleicht. Wir waren im Rausch, im Rausch begeht man Fehler. Du solltest plötzlich mehr für mich sein, für uns alle. Du solltest uns ein neues, unverkrampftes Nationalgefühl stiften. Beweisen, dass Integration funktioniert. Der Welt zeigen, dass wir Freunde sind. Wir haben eine Party aus dir gemacht und wollten, dass es immer so weitergeht. Es war eine Party auf Pump, nicht nur, weil wir diese WM vermutlich gekauft haben. Du solltest uns mehr geben, als du zu bieten hast. Manchmal bist du nur ein 0:0, in dieser Höhe angemessen. Das ist okay, eigentlich.

Doch wir haben immer mehr in dir gesehen. Politiker saßen auf den Tribünen und schwangen danach große Reden über deinen gesellschaftlichen Wert. Intellektuelle diskutierten deine Implikationen. Du wurdest besungen, verfilmt, vergöttert in immer größeren Kathedralen. Wie solltest du da nicht abheben?

Aber du hast das Spiel ja mitgemacht. Du saßest in den Talkshows und wolltest die Welt belehren. Du wolltest wichtiger sein, als du bist. Nicht mehr nur die schönste Nebensache. Und wurdest so eine hässliche Hauptsache. Du warst zu gierig. Konzerne, Mäzene, alte Männer mit Umschlägen, Aktionäre, Fernsehanstalten, du hast für alle getanzt und das Geld genommen, von jedem. Und dich nie gefragt, was du da eigentlich verkauft hast: deine Unschuld. Deine Werte.

Heute spulst du immer das gleiche Programm ab, ich weiß schon vorher, was passiert, es ist berechenbar. In der Bundesliga gewinnen immer die Bayern, im Europapokal die Spanier. Wir haben dir zu viel Geld gegeben, und du konntest damit nicht umgehen. Statt zu teilen, bist du auf Shoppingtour gegangen, hast dich mit Stars und Sternchen geschmückt, bis es einfach nur überladen wirkte.

Du hast keine Geheimnisse mehr, bist ausgeleuchtet, auserzählt, überverkauft: taktisch, statistisch, medial. Wir wissen, wer den Fehler gemacht hat, Experten arbeiten alles auf. Tor? Nicht-Tor? Torkamera. Wir schauen in die Kabinen, kennen den Alltag, die Frauen dahinter, die Autos, alles live auf allen sozialen Kanälen. Wir wollten alles von dir wissen, zu viel. Das Mysterium ist verloren gegangen, das Ungewisse, das Überraschende.

Du versuchst, mich nie zu enttäuschen, ja nichts Falsches in die Kamera zu sagen, alles zu normieren, ein perfektes Paket zu schnüren. Aber ich wollte mich

ja reiben an dir, mich aufregen können, dann darüber lachen. Aber es ist so austauschbar geworden, was du mir servierst. An Wolfsburg, Hoffenheim, Ingolstadt stoße ich längst nicht mehr auf, eintöniger Einheitsbrei, der mich kalt lässt, irgendwann wird auch Leipzig Allerlei.

Ich hatte mal das Gefühl, etwas zu verpassen, wenn ich dich nicht sehe. Etwas, das bleibt, an das wir noch lange zurückdenken werden. Aber nichts bleibt, nach dem Spiel ist ja gleich wieder vor dem Spiel. Da ist kein Raum zum Nachhallen, keine Zeit mehr für große Momente. Wenn ich dich ein halbes Jahr nicht sehen würde, hätte ich nicht das Gefühl, viel zu verpassen. Es passiert ja ständig etwas bei dir und damit im Grunde nichts.

Du wolltest immer besser sein, fitter, athletischer, hast deine Technik perfektioniert. Aber es waren deine kleinen Fehler, mit denen ich mich identifizieren konnte, denn ich habe sie ja auch. Jetzt sieht alles so mühelos aus. Ich habe dich bewundert, wenn du dich überwinden musstest, wenn du mehr aus dir herausgeholt hast, als möglich schien. Jetzt trinke ich noch Bier und du isotonische Getränke.

Das Schlimme ist: Wenn jemand käme und mir verraten würde, du wärest auf Pillen, dann wäre ich nicht einmal geschockt. Ich ahne bei deinem Pensum schon, dass du nachhelfen musst, damit es weitergeht, weiter, immer weiter. Dabei brauchen wir eher Entschleunigung.

Doch du glaubst, es wird besser, wenn du so weitermachst? Immer mehr Länder, immer mehr Spiele? Dass die Chinesen und Amerikaner dich feiern werden? Du faszinierst dort, wenn du hier faszinierst. Doch eine leere Hülle, ein entkerntes Produkt, eine abgerockte Diva auf Tour wird keine Arenen füllen.

Du musst erst einmal wieder zu dir finden, Fußball. Werde wieder du selbst. Das würde ich mir wünschen. Mach dich nicht größer, als du bist. Hör auf, so verdammt perfekt sein zu wollen. Sag auch mal Nein. Verzichte auf Geld, auf Auftritte. Versprich nichts. Sei streitbarer. Behalte deine Geheimnisse. Nimm dir deine Pausen. Lass uns warten auf dich. Vorfreude aufbauen. Und Distanz, dich zu bewundern. Lieber ein Date die Woche, als dich ständig zu sehen und doch nicht wiederzuerkennen.

Aber ich weiß nicht, ob du schon so weit bist. Ob erst der große Knall kommen muss, bevor du es kapierst. Das Geld fließt ja, aber Geld ist Liebe und wenn die ausbleibt, was fließt dann noch? Vielleicht liegt es auch an mir. Und du bist glücklicher mit deinem Chinesen. Ich wünsche euch dann eine schöne Party.

Aber ich weiß nicht, wie es mit uns weitergehen soll, Fußball. Ich hoffe immer noch, dass es wieder wird, wie es mal war. Vielleicht ist es jetzt besser, wenn wir uns erst mal eine Weile nicht sehen.

Der Tagesspiegel
Nr. 22903 vom 9. Oktober 2016

Die unabhängige Zeitung für Baden-Württemberg

STUTTGARTER ZEITUNG

Nr. 275 / 67. Woche / 72. Jahrgang / E 4029 / D

2,10 €

Landes-SPD: Rente als Wahlkampfthema

Baden-Württembergs SPD-Chefin Leni Breymaier empfiehlt, mit dem Thema Rente in den Bundestagswahlkampf 2017 zu ziehen. „Ich würde es zum Thema machen", sagte sie dieser Zeitung. „Man muss den Wählern doch sagen, was man erreichen will." Union und SPD hatten sich in der Nacht auf die Angleichung der Renten in Ostdeutschland, auf Verbesserungen für Erwerbsgeminderte und bei [illegible] Renten verständigt. Die [illegible] Geringverdiener bis [illegible] ihrer Einigung [illegible] die Finanzierung [illegible] Volker Kauder [illegible] Outsourcen [illegible] 2025 soll [illegible] werden. [illegible] Nahles [illegible] - Kommentar [illegible] - Wenn [illegible]

Forsche Kultusministerin

Bildung Susanne Eisenmann folgt ihrer Marschroute – und weiß sich dabei zu wehren. *Von Renate Allgöwer*

Man mag der grün-schwarzen Landesregierung insgesamt vorwerfen, sie komme nur schwer in die Gänge. Für die schwarze Kultusministerin gilt das nicht. Susanne Eisenmann legt einen Eifer und ein Tempo an den Tag wie nicht viele ihrer Amtskollegen. Ein Realschulkonzept hat sie bereits vorgelegt, zu den Ganztagsschulen hat sie einen Kongress mit 500 Teilnehmern abgehalten, und die Ministerkollegen hat sie in ihren ersten Amtsmonaten auch bereits düpiert. Daneben reist sie regelmäßig in die Landkreise. Unter dem Motto „Kiosnetztreffen" macht sich die frühere Stuttgarter Bürgermeisterin ein Bild von der Schullandschaft von der Baar bis nach Hohenlohe.

Bei ihrem Amtsantritt als Kultusministerin sagte Susanne Eisenmann mit Blick auf die neue Regierungskoalition – auch an die Adresse ihrer Parteifreunde in der CDU gerichtet –, sie sei „gewiss kein Oberrasenschutzpaket". Ihr Tempo und ihr forsches Anpacken waren deshalb zu erwarten. Kenner der Stuttgarter Szene hat es auch nicht überrascht, dass Eisenmann in einem Alleingang verkündete: wenn sie Lehrerstellen einsparen müsse, würden zentrale bildungspolitische Ziele wie Informatikunterricht, Ausbau der Ganztagsschulen und die Inklusion auf Eis gelegt.

Die Regierungsfraktionen im Landtag, die öffentliche Brüskierungen aus den eigenen Reihen bis dahin nicht gewohnt waren, verfielen kurz in Schockstarre. Eisenmann aber durfte sich als Gewinnerin des Pokers fühlen. Dass sie in der Sache tatsächlich dauerhaft viel gewonnen hat, muss bezweifelt werden. Aber sie hat deutlich gemacht, dass sie sich zu wehren weiß, wenn ihre Ressourcen von den Koalitionsgrandeln nicht [illegible] Zufriedenheit wahrgenommen [illegible] wenn es dabei gegen die [illegible] gehen sollte.

[illegible] war die bildungspolitische [illegible] baugläubigen Stuttgarter [illegible] Inzwischen [illegible] Zeichnung ab.

Armin Käfer, geboren 1960.

Armin Käfer war schon mit 16 Journalist – als Mitarbeiter diverser Schülerzeitungen. Berufsziel wurde der Journalismus aber erst nach einem Umweg über die Physik. Das Kürzel »kä« gibt es seit 1981. Damals stand es unter Artikeln einer studentischen Aushilfskraft in der *Lahrer Zeitung*. Dem Examen in den Fächern Politik und Geschichte an der Universität Freiburg schloss sich 1986 ein Volontariat bei der *Mittelbadischen Presse* an. 1989 erfolgte der Wechsel zur *Stuttgarter Zeitung*, zunächst in die Lokalredaktion, 1999 auf die Stelle als Nachrichtenchef. 2005 bis 2016 leitete »kä« das Korrespondentenbüro in Berlin, jetzt schreibt er als Politischer Autor aus der Stuttgarter Zentrale. Seit 20 Jahren arbeitet er auch in der journalistischen Nachwuchsausbildung.

Armin Käfer ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Meinung« für seinen Beitrag »Demokratie der Deppen«, erschienen am 26. November 2016 in der *Stuttgarter Zeitung*.

Demokratie der Deppen

Von Armin Käfer

Witzbolde und Reporterclowns führen in der »heute-show« allwöchentlich die Volksvertreter vor. Das ist oft lustig, bisweilen zum Brüllen, schürt aber unweigerlich die Politikverachtung – ein fataler Spaß.

Von Markus Söder lernen heißt siegen lernen. Das gilt zumindest für Politiker im Umgang mit Reportern der »heute-show«. Sie können solche Begegnungen in der Regel gar nicht unbeschadet überstehen. Dazu finden sich ungezählte Beispiele in der Mediathek des Zweiten Deutschen Fernsehens. Bayerns Finanzminister Söder hat unlängst jedoch vorgeführt, wie man dem Risiko entgeht, sich vorführen zu lassen. Wer an Horst Seehofers Thron sägt, dem darf auch nicht bange sein vor einem Witzbold mit Sturmfrisur, der bei der »heute-show« nicht Donald Trump, sondern Lutz van der Horst heißt. Bevor der Reporterclown auch nur die erste dumme Frage stellen kann, eine Frage der Art, die an den Interviewten kleben bleibt, als seien sie in einen Hundehaufen getreten, greift Söder nach dem Mikrofon, entreißt es dem Komödianten und nimmt es mit. So entwaffnet man die Spaßguerilla.

Mangelt es Söder an Humor? Oder nur an dem Mindestmaß an Masochismus, der unfreiwilligen Gästen aus der Welt der Politik von der »heute-show« abverlangt wird? Diese Sendung ist für viele inzwischen der einzige Kanal, auf dem sie Leute wie Söder überhaupt noch wahrnehmen. Freitags hat die »heute-show« regelmäßig mehr Zuschauer als das »heute-journal«, das Politik weitgehend humorlos, wenn auch nicht durchweg sachlich präsentiert. Beim satirischen Pendant zur wichtigsten Nachrichtensendung des ZDF hingegen geht es durchweg unsachlich zu. Da werden Menschen der Gattung Homo politicus wahlweise als »geile Sau« tituliert oder als »wirbellose Kriechtiere«, die an »endemischer Altersräude« leiden – wie jüngst in einer Parodie über die Grünen. Volksvertreter erscheinen freitagabends nach 22.30 Uhr unausweichlich als Deppen der TV-Nation. Das hat System in der halben Stunde, die der Moderator Oliver Welke und seine komödiantischen Helfershelfer zu bespaßen haben. Es ist oft lustig, gelegentlich zum Brüllen, schürt aber konsequent die Politikverachtung.

»Alle Politiker sind doof, reden Unsinn und machen den Leuten ein X für ein U vor.« So fasst Hugo Müller-Vogg, Kolumnist für das Boulevardblatt *Bild*, die »heute-show« zusammen. »Viele Witze kommen nicht über Klotüren-Niveau hin-

aus, sie gefallen Menschen, die Humor nicht von Hohn unterscheiden können«, befindet die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Nach ihrem Urteil betreiben Welke & Co eine »Infantilisierung der politischen Debatte«.

»Der konservativen Medienkritik waren und sind Satiresendungen schon immer ein Dorn im Auge«, sagt Jupp Legrand, Geschäftsführer der gewerkschaftsnahen Otto-Brenner-Stiftung. Kritik kommt aber nicht nur von rechts. In der »heute-show« erscheine »die parlamentarische Demokratie als quälendes Kasperletheater, als lächerliches Ringelpiez unfähiger Marionetten«, bemängelt der Autor Reinhard Mohr, der für das linksalternative Stadtmagazin *Pflasterstrand* und die ebenso verortete *taz* geschrieben hat. Für ihn vermittelt Oliver Welke »das Bild einer peinlichen Pappnasen-Republik«. Der politisch ähnlich positionierte Publizist Albrecht von Lucke hält Welkes Show für eine »glänzend gemachte Ulksendung«, wertet die gegen Politiker gewandte Häme jedoch als »ziemlich anti-aufklärerisch«.

Zu ganz anderen Schlüssen kommt der Medienwissenschaftler Bernd Gäbler in einer von der Otto-Brenner-Stiftung finanzierten Studie über »Witz und Politik in heute-show und Co«. Das 107 Seiten umfassende Werk, über das Albrecht von Lucke sagt, er habe »selten was Dümmeres gelesen«, ist eine Art Persilschein für das ZDF. »Der gelegentlich geäußerte Verdacht, hier werde rundweg alle Politik für blöd und nutzlos erklärt, lässt sich nicht erhärten«, heißt es da. Gäbler urteilt: »Der ›heute-show‹ wohnt großes aufklärerisches Potenzial inne.« Im Unterschied zur Sendung selbst ist das nicht ironisch gemeint. Welke selbst fühlt sich völlig überinterpretiert. Er sagt: »Wir sehen uns nicht als Aufklärer.« Falls ein anderer Eindruck entstehe, dann allenfalls »aus Versehen«.

Der Vorwurf, es sei ein »großer Mangel deutscher Köpfe, dass sie für Ironie, Zynismus, Groteskes, Verachtung und Spott keinen Sinn haben«, ist schon hundert Jahre alt. Der Schriftsteller Otto Flake formulierte diese Klage noch vor dem Ersten Weltkrieg. Die politische Destruktionskraft der »heute-show« zu hinterfragen heißt aber nicht, das cholerische Talent eines Gernot Hassknecht gering zu schätzen, das lächerliche Potenzial des quasselnden Pullunders Olaf Schubert oder den vernichtenden Wortwitz von Dietmar Wischmeyer. Wenn Birte Schneider als Oberlehrerin an der Schultafel die Scheinheiligkeit der im Bundestag beschlossenen Armenien-Resolution erklärt, ist eine aufklärerische Absicht unverkennbar. Auch solche Simplifizierungen sind jedoch apolitisch, wenn nicht gar antipolitisch. Sie gaukeln dem Publikum vor, Demokratie könne ein schlichtes

und schnell zu erledigendes Geschäft sein, wären da nicht die Schnarchnasen in der Regierung, die Quatschköpfe im Parlament.

Demokratie ist aber ein langwieriges und schwieriges Unterfangen. Das wäre selbst dann nicht anders, wenn Oliver Welke persönlich ein Abgeordnetenmandat erhielte. Kleine Nebenbemerkung: Wenn das Honorar stimmt, würde er es vielleicht sogar übernehmen. Welke sei »ein Söldner, kein Kabarettist«, sagt dessen Freiburger Kollege Matthias Deutschmann. Und der Blogger Leonard Novy schreibt auf der Plattform »Carta«, der Politverulker erwecke »den Eindruck, genauso gut ›Upps, die Pannenshow‹ oder ein Event für den Bundesverband der Sparkassen moderieren zu können, solange die Gage stimmt«. Der Multimoderator liefert einen Beleg dafür ausgerechnet auf einer Veranstaltung der Otto-Brenner-Stiftung, welche die These untermauern sollte, hinter seiner Spöttervisage verberge sich ein Aufklärer. Wenn am gleichen Abend die Champions League gespielt hätte, die Oliver Welke für das ZDF kommentiert, wäre er nicht zur Verteidigung seiner Satirikerehre erschienen, wird dem Publikum mitgeteilt.

Die »heute-show« betreibe »Aufklärung nur für die Armen im Geiste«, meint der Kabarettist Matthias Deutschmann, dem das ZDF 1993 den Stuhl vor die Tür gestellt hat. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Wer von Politik keine Ahnung hat, der missversteht sie dank Welkes Nachhilfe erst recht. Wer ohnehin schon Bescheid weiß, kann über seine Scherze lachen, ohne gleich alle Politiker für Trottel halten zu müssen. So werden sie aber vorgeführt. Die grüne Urwahl eines Spitzenkandidaten für die Bundestagswahl wird dann zum »blöden Casting«, die Bewerber werden unter der Rubrik »Drei taube Nüsse für Aschenbrödel« veräppelt. Umweltministerin Barbara Hendricks lässt sich zu ihrem Klimaplan interviewen, muss sich von Welkes Nachwuchskraft Hazel Brugger aber fragen lassen: »Braucht es wirklich jedes Tier?« Sie will ernsthaft erklären, warum das so sei – und wird prompt durch die nächste Frage unterbrochen: »Auch Wespen?« Oder Vögel, »die dann wieder aufs Auto kacken«?

Selbstverständlich muss Satire respektlos sein. Sie darf die Mächtigen nicht schonen. Sie setzt da an, wo es wehtut. Tabus sind ihre Zielscheiben. Die Regeln des Anstands darf sie getrost auch mal als Fußabtreter benutzen. Der »Einsatz von Kreativität und Scherz stellt ein wichtiges Vehikel zur kritischen Auseinandersetzung mit aktuellen politischen Problemen dar«, schreibt der Medienwissenschaftler Benedikt Porzelt. Neuerdings versuchten viele Politiker gar »vom Objekt

zum Subjekt der Komik zu werden, um die Möglichkeit einer positiven Selbstpräsentation für ein öffentliches Imagebuilding zu nutzen«. Doch was hat es mit Imagebuilding zu tun, wenn ein kompletter Berufsstand notorisch für doof erklärt wird?

Dieser Frage geht der Politologe Andreas Dörner in einem Aufsatz über »Die humorvolle Rahmung politischer Kommunikation« nach. Die Amerikaner haben dafür einen griffigeren Ausdruck gefunden. Sie nennen es »turn democracy into a joke«, was so viel bedeutet, wie die Demokratie zum schlichten Spaß verkommen zu lassen. Daran arbeitet die »heute-show« mit Inbrunst. Was Beiträge wie das Interview der Umweltministerin Hendricks betrifft, so warnt der Experte Dörner: Wer sich zum Gespött des Publikums machen lasse, fördere die Politikverdrossenheit. Das untergräbt die Legitimation des demokratischen Personals. Die individuelle Blamage färbt auf die politische Klasse als Ganzes ab.

Satire darf alles, wissen wir von Kurt Tucholsky. Sie sei »ihrem tiefen Wesen nach ungerecht«. Für ihn waren Satiriker gekränkte Idealisten, die sich die Welt gut wünschen und deshalb gegen das Schlechte anrennen. Welche Ideale Welke und seine Kollegen antreiben, ist nicht erkennbar. Sie finden wohl eher Spaß daran, dass die Welt so schlecht ist. Sie blicken auf die Gesellschaft wie die Besucher eines Zoos, in dem sich Politiker statt Affen tummeln.

Einem wie dem Kabarettveteranen Dieter Hildebrandt war es noch ernst mit den Themen, über die er sich echauffierte. Sein Spott zielte mehr auf Wirkung, auf eine Art Lerneffekt. Mit schlichtem Gelächter wollte er sich nicht zufriedengeben. Hildebrandt verstand sich als intellektueller Wutbürger, aber eben auch als Bürger. Er war der Ansicht, es sei »nicht sehr ergiebig«, Politiker ununterbrochen zu beleidigen. »Ich habe Respekt vor Menschen«, sagte er in einem legendären Rundfunkinterview mit Günter Gaus. Er wolle hingegen »mit einer Pointe Menschen nicht in einen Zusammenhang reißen, in dem sie würdelos sind«. In der »heute-show« erscheinen Politiker unablässig solcherart. Sie fabrizieren durchweg Nonsens – wie Clowns in einem endlosen Schmierenstück.

Hildebrandt befand mit Blick auf das eigene Metier im fortgeschrittenen Alter: Vieles sei besser geworden, »leider auch die Blödheit«. Die Blödheit kommt heutzutage zynisch daher. Wenn drei Millionen Fernsehzuschauer – nicht die dümmsten Köpfe unter all denen, die das Grundgesetz zum Souverän erklärt hat – freitagabends das Führungspersonal als komplett debiles Ensemble vor-

geführt bekommen und sich darüber schlapp lachen, kommen Zweifel auf, ob es sich dabei wirklich nur um »Spannungsabbau durch Humor« handelt. Vielleicht erleben wir auch live den Triumph einer zynischen Unvernunft.

Stuttgarter Zeitung
Nr. 275 vom 26. November 2016

SONNTAG

DER TAGESSPIEGEL

RERUM COGNOSCERE CAUSAS

Mario Adorf über Eifersucht, richtiges Schlussmachen und seine Rollen als Schurke – *Sonntag*

Die anstrengendste Zeit des Jahres: Auf Advents-Tour mit einem **Paketzusteller** – *Berlin, Seite 9*

BERLIN, SONNTAG, 11./12. DEZEMBER 2004 / 72. JAHRGANG / NR. 17 980 | WWW.TAGESSPIEGEL.DE | BERLIN/BRANDENBURG 2,20 €, AUSSERHALB 2,60 €, AUSLAND 3,10 €

Grenzenlose Überwachu

Mit einem milliardenschweren F… und Überwachungstechnik wo… ihre Außengrenzen sichern us… verbessern. Mit „investigate F… neun Journalisten aus acht L… Europa sicherer machen? E…

Der Fall Freiburg

Sachdienliche Hinweise

VON LORENZ MARONDE

Über die Frage, ob die Herkunft von Tätern/Verdächtigen in einer Nachricht genannt werden kann, will oder darf, streiten Journalisten untereinander und Redaktionen mit ihren Lesern und Zuhörern. Nun dazu gebracht, ist mit voller Wucht, ein Konflikt über die Frage, ob die Herkunft eines Verdächtigen entscheidend dafür sein kann, ob ein Kriminalfall zur medialen/öffentlichen Nachricht wird, konkret: Ob die Vergewaltigung und mögliche Ermordung einer Freiburger Studentin relevanter dadurch wird, dass der Tatverdächtige nicht ein Deutscher ist, sondern ein mündelbetreuter Flüchtling aus Afghanistan.

Wer die Redaktion der „Tagesschau" sich vor einer Woche zunutze dass entschied, der Verhaftung im Freiburger Fall zwar online zu melden, nicht aber in den Hauptnachrichten um 20 Uhr, wird sie nicht nur massiv von Rechtspopulisten kritisiert, sondern auch von Politikern der Union, vom Bundesvorsitzenden des Deutschen Journalisten-Verbands und vielen Kollegen. „So macht's die Tagesschau! Den Lügenpresse-Hetzern recht", wird über einen Kommentar auf der Online-Seite den „Stern"; die Erklärung der TV-Kollegen, ihre regionale Kriminalität werde in den Hauptnachrichten grundsätzlich berichtet, wurde als „absurd" verworfen, der Kommentar lautet: Die „Tagesschau" verschweig die Verhaftung nicht nur absolut, sondern sogar weil der Tatverdächtige ein Flüchtling ist.

Klar ist: Verzerrt öffentlich-rechtliche Nachrichtenentscheidung als weltpolitische Mutmaßung gegen ausländerfeindliche Ressentiments, der verzerrt, weil gewisse, das deutschlandpolitischen Medien- und Flüchtlingsgegnern in die Hände spielt? Dieser wie der Argument darf und soll man hatte die „Tagesschau" aufhellige berichten müssen, gerade weil der Täter ein Flüchtling aus Afghanistan ist, um dem Vorwurf der Manipulation zu entgehen. Das wäre dann tatsächlich absurd.

Eine freie Berichterstattung zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich an der Sache orientiert, unabhängig vom schwankenden politischen Erwartungsdruck der Publikums. So sieht das auch der Presserat, wenn er „in der Berichterstattung über Straftaten wird die Zugehörigkeit der Verdächtigen oder Täter zu religiösen, ethnischen oder anderen Minderheiten nur dann erwähnt, wenn für das Verständnis des berichteten Vorgangs ein begründeter Sachbezug besteht." Eine andere Sichtweise ist aber kein begründeter Sachbezug. Und die Befürchtung, dass immer neuen Nachrichten… „Alle bekannten Fakten" …öffentliche wissen, um … zu vermeiden" – ein … Mag. Der wilden Spekulationen wilde Wut. Selbstgefälliger Sachbezug? Es ist … Europa im Blick … Aufklärung" … in der „Zeit" … Nachricht mit … Sachbezug … Nachrichten … Nachrichten … Nachrichten

Für Hans Monath, geboren 1957, stand früh fest, dass er Journalist werden wollte. Er studierte Geschichte und Philosophie in Würzburg und Freiburg, volontierte dann beim *Südkurier* in Konstanz. Nach Stationen bei der *Badischen Zeitung* in Freiburg und bei *die tageszeitung (taz)* in Berlin war er bundespolitischer Korrespondent der *taz* in Bonn sowie Ressortleiter Politik und Wirtschaft beim *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt* in Hamburg. Von dort wechselte er im Jahr des Regierungsumzugs 1999 zum *Tagesspiegel* nach Berlin, wo er zunächst als Redakteur der Seite Drei Reportagen betreute. Seither schreibt er für das *Tagesspiegel*-Hauptstadtbüro, unter anderem über Außenpolitik. Weil er das Interesse für Geschichte nicht verloren hat, versteht er besser, warum in vielen Nationen andere Werte und Normen gelten als in Deutschland.

Hans Monath ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Meinung« für seinen Beitrag »Der Hochmut der Vernünftigen«, erschienen am 11. Dezember 2016 in *Der Tagesspiegel*.

Der Hochmut der Vernünftigen

Von Hans Monath

Offene Gesellschaften kann man auch zu Tode verteidigen: Wer in der Krise das Tempo des liberalen Kulturkampfes steigert, stärkt vor allem die Gegenkräfte. Ein Essay.

Vielleicht war es doch keine so gute Idee des römischen Kaisers Claudius, auch noch Groß-Britannien zu erobern. Wenige Jahrzehnte danach reichte das Römische Reich von Schottland bis zum Sudan, vom Kaukasus bis zur Iberischen Halbinsel – ein Territorium, das mit riesigem Einsatz von Geld, Material und Menschen verteidigt werden musste.

Rund 2.000 Jahre später fand ein US-amerikanischer Wissenschaftler einen Begriff für die Selbstüberforderung einer Großmacht, die zu viel auf einmal will und sich beim Einsatz ihrer Ressourcen verzettelt: »imperial overstretch«. Das Phänomen gilt als Vorstufe für den Verfall von Großreichen. In einem anderen Imperium, nämlich in den USA, diskutieren liberale Meinungsführer seit der Präsidentenwahl, ob ihre eigene Selbstgerechtigkeit und ihre Blindheit für die Nöte der Trump-Wähler dessen Erfolg erst möglich gemacht haben. Wer die Debatte verfolgt, könnte auf die Idee kommen, dass eine Art moralischer »imperial overstretch« vorlag: Die liberalen Kräfte wollten überall zugleich auf dem Globus des Fortschritts präsent sein, zu viel Ziele zu schnell erreichen, ohne aber über die Mittel zu verfügen, überraschende Attacken zurückzuschlagen.

Das Phänomen »imperial overstretch« ist nicht auf die USA beschränkt. Denn niemand wird eine Gesellschaft voranbringen, der für die Brüche des Fortschritts kein Verständnis hat. Auch die Durchsetzung von Rechten und die Beendigung von Diskriminierung, auch Emanzipationsgewinne produzieren Verlierer – zumindest gefühlte Verlierer, die gewaltige politische Kraft entwickeln können.

Die Wahl Obamas galt als Durchbruch – aber nicht für alle

So hat etwa der Berliner Politikwissenschaftler Timo Lochocki die Erfahrung westeuropäischer Sozialdemokraten mit Migrations- und Asylfragen untersucht. Sein Ergebnis: Überall dort, wo das Flüchtlingsthema die Debatte dominierte und die Sozialdemokraten sich mit ihrem humanitär-progressiven Kurs durchsetzten statt Kompromisse zur Begrenzung von Zuwanderung zu schmieden,

verloren sie mittelfristig die Mehrheitsfähigkeit. Jene sozialdemokratischen Wähler eher autoritärer Prägung, die sich nicht mehr vertreten sahen, suchten sich andere Repräsentanten.

Die Wahl des ersten schwarzen Präsidenten in den USA war ein von der liberalen Welt gefeierter Durchbruch. Doch nach dem Urteil vieler Analytiker verstärkte sie die Ressentiments und die Wut der abgehängten weißen Unterschicht. Traditionell hatten deren Angehörige ihr Selbstbewusstsein daraus bezogen, dass sie auf die Gruppe heruntersehen konnten, deren Vertreter nun ins Weiße Haus einzog. Nun fühlte sich die »White working class« vollends abgehängt und wurde für Trumps Versprechen anfällig – erst recht, als sie sich auch noch mit einer weiblichen Kandidatin der Demokraten konfrontiert sahen. Eine Präsidentin war in ihrem traditionellen Rollenbild der Frau nicht vorgesehen, das machte ihnen Angst – und sie wehrten sich mit dem Stimmzettel.

Solche Vorurteile gegen Afroamerikaner oder Frauen lehnt jeder Anhänger einer offenen Gesellschaft entschieden ab. Doch die bloße moralische Verurteilung solcher dumpfen Haltungen und Gefühlslagen durch eine gebildete Elite ändert überhaupt nichts daran, dass Millionen von Menschen sich genau davon leiten lassen. Wie also besser mit solchen Widerständen umgehen?

Die Klügeren unter den Atheisten bestreiten zwar die Existenz Gottes, akzeptieren aber Religion als soziale Tatsache. Ähnlich sollten die Klügeren unter den Verteidigern des Fortschritts sich verhalten: Sie können mehr erreichen, wenn sie die Ablehnung der kulturellen Moderne als Tatsache akzeptieren und deshalb viel genauer auf die Wirkung der eigenen Überzeugungsversuche schauen können. Wer aber ein Monopol der eigenen Urteile im öffentlichen Diskurs durchsetzen will und damit den Eindruck von Indoktrination erweckt, macht die Gegenkräfte stark.

Der Rassismus-Vorwurf ist schnell zur Hand

Im deutschen Flüchtlingsdiskurs ist ein seltsames Phänomen zu beobachten. Ausgerechnet viele derjenigen Geister, die für ein kulturell vielfältiges, uneinheitliches Deutschland streiten, akzeptieren jenseits der eigenen Meinung kaum mehr etwas und hantieren schnell mit dem Rassismus-Vorwurf, wenn ein anderer nur auf die beschränkten Möglichkeiten der Flüchtlingsaufnahme hinweist.

Den fatalen Mechanismus der Skandalisierung im Umgang mit Rechtspopulisten hat von allen SPD-Politikern am besten Olaf Scholz beschrieben. Der Hamburger Bürgermeister und Parteivize warnte seine eigene Partei im Sommer entschieden davor, etwa die AfD mit Nazis gleichzusetzen oder sich ständig öffentlich über die bloße Existenz dieser Partei zu echauffieren, denn damit füttere man nur die Erregungsmaschinerie.

Gemeint ist: Jede öffentliche Anklage wiederholt in den Medien nur die Reizworte und Sprachbilder der Reaktionäre ein weiteres Mal – und die entfalten ihre Wirkung auch dann, wenn sie nach rationalen Kriterien sauber widerlegt werden. In den USA ist genau das passiert: Es gab kaum ein seriöses Medium, das Trump keine Lügen nachwies und nicht vor ihm warnte. Doch genau daraus zog er schließlich seine Kraft – aus der geschlossenen Ablehnung der Meinungselite.

Die umstrittenen, aus dem Zusammenhang gerissenen Äußerungen von EU-Kommissar Günther Oettinger über Chinesen (»Schlitzohren und Schlitzaugen«) und Entwicklungsminister Gerd Müller über die Geldverwendung männlicher Afrikaner (»Alkohol, Suff, Drogen, Frauen natürlich«) erinnern an rassistische Stereotype, machen aus beiden Politikern aber keine Rassisten. Wer solche Verfehlungen in bester Absicht skandalisiert und Rücktritte verlangt, läuft Gefahr, das Geschäft der Gegenseite zu betreiben. Die Empörung bliebe wirksamer, wenn sie sich gegen Menschen richtet, die tatsächlich zum Rassenhass aufrufen. Wenn der Eindruck entsteht, die kulturellen Codes einer liberalen Elite sollten ohne Rücksicht durchgesetzt werden, wird das keine guten Folgen haben. Gegen wenig sind Menschen so allergisch wie gegen Bevormundung.

Der Politikwissenschaftler Wolfgang Merkel vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, der rechtspopulistischer Sympathien unverdächtig ist, warnt dringend vor der kulturellen Hybris der Linken: Ein »kosmopolitischer Geist mit überschießender Moralität«, so hat er kürzlich argumentiert, wirke wie ein Wachstumstreiber für den Rechtspopulismus. Zumindest dann, wenn »die Medien, die Fortschrittlichen, die besser Gestellten und der ›Chorus der Vernünftigen‹« sich damit zufrieden geben, die eigenen Interessen und die eigene kulturelle Moderne zu verteidigen, »die da unten« nicht mehr verstehen und Verstöße gegen die liberalen Normen mit dem Ausschluss aus dem offiziösen Diskurs beantworten.

Im Geltungsanspruch der Menschenrechte ist ein Auftrag angelegt, der nie zu erfüllen ist und ständig neue Ungerechtigkeiten produziert. Ihre Durchset-

zung kennt nämlich so wenig Grenzen wie die kapitalistische Wirtschaftsform, sie erweitern ständig ihren Markt. Amnesty International kann also nie arbeitslos werden.

Seitdem sich beispielsweise in der Gesellschaft nach langen Kämpfen die Einsicht durchgesetzt hat, dass die Diskriminierung sexueller Veranlagungen gegen den Gleichheitsgrundsatz verstößt, wurde die Strafe für homosexuelle Handlungen abgeschafft.

Die Aktivisten der bunten Gesellschaft entdecken Jahrzehnte später aber ständig neue Ungerechtigkeiten, kämpfen etwa um ein uneingeschränktes Adoptionsrecht. Der Grünen-Abgeordnete Volker Beck klagt aktuell darüber, dass Lebenspartnerschaften den Ehen im Sprengstoffgesetz noch nicht gleichgestellt sind. Beck will erreichen, dass auch Lesben und Schwule in Lebenspartnerschaften die Lizenz zum Sprengstoffhandel wie Eheleute vom verstorbenen Partner erben dürfen. Wie viele Lesben und Schwule in Deutschland bereiten sich tatsächlich darauf vor, ein Geschäft für Dynamit und TNT zu übernehmen?

Alles Unerreichte wird stilisiert zum Skandal

Zwar ist die Gesellschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen riesigen Schritt vorangekommen, doch wegen des »Narzissmus der kleinsten Differenz« (Sigmund Freud) beschreiben manche Aktivisten das nun noch Unerreichte erneut als Skandal ungeheuren Ausmaßes. Damit verrutschen aber die Maßstäbe, das Gefühl für Proportionen geht verloren.

Was herauskommt, wenn selbst ernannte Fortschrittskräfte die kulturelle Herrschaft übernehmen, lässt sich in Berlin im rot-rot-grünen Koalitionsvertrag studieren. »Gender Mainstreaming« ist dort tatsächlich eine Vorgabe für die Verkehrspolitik. Über viele Seiten hinweg werden Instrumente ausgebreitet, mit denen die Lage von Lesben, Schwulen, Bi- und Transsexuellen, Transgender, Intersexuellen und Menschen, die sich als Queer verstehen, verbessert werden soll. Zusammengefasst sind die Gruppen im Koalitionsvertrag unter dem Kürzel »LSBTTIQ*« (das Sternchen steht für alle weiteren, nicht explizit genannte Formen von Nicht-Heterosexualität).

Auch wird vorgeschrieben, wie »Diversity- und Queerkompetenz« in Verwaltung und Schulen durchgesetzt werden soll. Kurz: Es liest sich wie ein Katalog staat-

licher Umerziehung und kultureller Hybris: Berlins Partnerstädte sollen kritisiert werden, wenn das wegen deren Verstößen gegen »LSBTTIQ*«-Normen nötig scheint. Übrigens: Sexistische Werbung will die Koalition sogar auf privaten Werbeflächen durch die Bildung eines »Expert*innengremiums« verhindern. Wie würden Wartende in einem Berliner Jobcenter wohl reagieren, wenn man ihnen vorlesen würde, mit welcher Leidenschaft sich ihre Regierung solchen Aufgaben widmet?

Kein Zweifel: Der Kampf für Minderheitenrechte ist ein aufklärerischer Akt. Sofern er aber blind ist für seine Wirkung auf Gruppen von Menschen, die diesen Kampf kritisch sehen, und blind ist für soziale Unterschiede, kann er die Gegner der Aufklärung stärken. Darin liegt seine gefährliche Dialektik.

Je mehr Trump attackiert wurde, desto besser fanden ihn viele

Man könnte Wolfgang Merkel sogar noch zuspitzen: Das ausgebreitete emanzipative Programm der Liberalen und Linken wurde zumindest in den USA von der »White working class« als Instrument des Klassenkampfes empfunden – und es spricht manches dafür, dass Ähnliches auch in Deutschland passiert. Alle Attacken Hillary Clintons oder der etablierten Medien auf die Unkorrektheiten des Immobilienmilliardärs Donald Trump im Wahlkampf bewiesen in den Augen seiner Anhänger nur, dass er auf dem richtigen Weg war, es jenen Kräften zu zeigen, von denen sie sich verraten fühlen.

Wer als Scheinselbstständiger zwölf Stunden am Tag Amazon-Pakete ausfährt, wer das Geld für die Klassenfahrten seiner Kinder nicht aufbringen kann, auch wer ein gutes Einkommen hat, aber von Abstiegsängsten geplagt wird, empfindet die Emanzipationsideale der gut ausgebildeten, linksliberalen Eliten schnell als Kriegserklärung von oben. Das fühlten die Trump-Anhänger in den USA schon lange, bevor Hillary Clinton sie als »basket of deplorables« (»ein Korb voller Bedauernswerter«) verhöhnte.

Mit anderen Worten: Wer statt existenzielle soziale Fragen zu beantworten, damit das Tempo des Kulturkampfes steigert, muss sich über ein Ergebnis wie das bei den US-Präsidentschaftswahlen nicht wundern. Es gibt auch in Deutschland viele Millionen Menschen, die nie in einem Uni-Seminar über Gender-Politik

debattiert haben und statt Aufsätze von Judith Butler zu lesen lieber »Dschungelcamp«, »Frauentausch« oder »The Biggest Loser« schauen. Womöglich stehen wir vor einer Wahl: Entweder die existierende liberale Gesellschaft gegen ihre Verächter zu halten oder aber deren Gegnern durch einen fortgesetzten moralischen »imperial overstretch« zu stärken.

Der Leiter der Heinrich-Böll-Stiftung in Washington, Bastian Hermisson, hat es auf dem Grünen-Parteitag kürzlich auf den Punkt gebracht. »Wir sollten uns an die eigene Nase fassen. Was moralisch richtig ist, wissen wir sowieso, und wir blicken mitleidig auf die anderen, die noch nicht soweit sind«, erklärte er in einer fulminanten Rede und warnte, das werde nicht reichen. Sein Rat war nicht Abgrenzung, sondern Öffnung: »Wir müssen mit Andersgesinnten Kontakt suchen. Ansonsten sind wir selbst Teil des Problems und nicht Teil der Lösung.«

Der Tagesspiegel
Nr. 22966 vom 11. Dezember 2016

Hallo, wir sind's: Die SZ besucht empörte Leser › Die Seite Drei

Süddeutsche Zeitung

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

WWW.SUEDDEUTSCHE.DE | HMG | MÜNCHEN, MITTWOCH, 10. FEBRUAR 2016 | 72. JAHRGANG / 6. WOCHE / NR. 33 / 2,50 EURO

Das Streiflicht

Alle Welt redet über Big Data und künstliche Intelligenz, das Zeitalter des Menschen gehöre über die Bedeutung seines Hirns durch Bits und Bytes, also gedankenlose Daten und elektronische Signale, entwertet, die physische Kraft über sich ergehen, ob sie den, es viel weniger Einsteinsche gäben als Verwandlung seines Gemeinsinn. Der alte Staunen war einst von der Kraft des Kopfes, im Wolkenkuckucksheim galt er als Glücksfügel, und wer übergeschickt hatte, der konnte damit rechnen, nicht nur Dämonen und Hexen besiegen, sondern auch dem Alb Paroli bieten, der sich Ross und Reiter zu legen drohte. Druck, Stoß und Gegenstoß waren seine Domäne, ein Hüter Eisen haber müssen. Mühlingen hervorgehen als unsere Daumen, ohne den es dem unmöglich gewesen wäre, ein Schwert zu halten.

Bis in die neue Industrielle Revolution, die uns durch diese alte Verbindung erschüttert, durch was lange an Daten und Empfindungen, und durch die Werkzeuge verbunden war der Kraft des Daumens. Jetzt aber wird es zum Wischfinger vorgeschrieben. Sie können es sich und den Menschen, die diese Offiziösen-Barone des Smartphones ernennt hat, niemals so zu lieben anfangen. Bewegung über Zahlen und Buchstaben eher hinweg, als dass er Druck auf sie ausüben würde. Die Digitalisierung – hat sie nicht diesen Namen erst, „digital", vom Fingern? Und ist nicht der Daumen, der dem Finger sein gutes anderen, auch, gut die neue Kraft auf Geschicklichkeit ist. Wenn die Menschheit ein Bewusstsein davon hätte, was sie geschieht, dann hätte sie investigativen Jahr zuallererst einen Tag Gedenken dem unentbehrlichen Chirurgen Harry Frankfurter, gestorben, den Erfinder des Frankfurter-Tests, mit dem man die Liebe herausfinden, wie oder die Setzen eines „Standfestigkeit" oder „Mit-Daumen" schon herrschen sind. Die kindliche und schnellen Bewegungen, die ihm aus diesem Image werden, ist der Daumen nicht gewohnt, so gehen ihm an die Gelenke, und seine empfindliche Kraft setzt sich in Gefühl zurück.

Nicht und ein Kurzweg kommt sie in so ein Zeitter aus Gefangs. Längst h die meisten Westfaschen Schnaddschlüsse, und so darf der Daumen i und antike, wenn kein Kerkermeister Stand ist, ihn Kollen in die Fäuste z chen. Immerhin hat eine Tradition chevalliösen, abenteuerlustige ähnlicher, in die Fähigkeit des Daumens. Druck zu ha haben, sorgsamster Weise schuld. A daumenstrauch zu finden die Pfeife Glühlinge, die Aschenrest der Vergangl Buch und Buchverfügbarkeit voll, ihre Daumen auf die Dose. Sie ist auf dem schlanken Zeigefinger. Er ist dem Daumen ausgeliefert in Genau gelegt. Sie Aschenrest der Uhrn in symbolischer Absicht Kraftwerk, Saat und Baumschuld auf. Rasch, dicht rauer der Daumen die nachgiebigsten Begriffen verbarren. Schon am Daumen ist sie hier in unsere Vorstellung Professor Frankenstein.

HEUTE

Meinung
Angst lässt Kurse sinken. Vier Gründe, warum die Weltwirtschaft absteigt 4

Panorama
Dieter Nuhr kommt ins Urteil: Die in der Elbe baden dürfen 8

Wissen
Was kann man über Klima, Ernährung, Steuern, Internet Tipps zum CO₂-Sparen 18

Wirtschaft
Cash oder Karte: Die Debatte um das Bargeld erlebt derzeit ungeahnten Wert 21

Sport
„Football Leaks" enthüllt Details aus Fußballer Vermögen. Wer steckt dahinter? 34

Medien | TV / Radioprogramme | Kino / Theater | Kunst & Auktionen

Wo hätte Hölderlin das Retinsken? Friedrich Hölderlin und sein quasi alle Letzten für neue Probleme. ▸ Seite 3

Laut trommeln, leise sprechen Aufbruchsstimmung Bedenkenträger über Kriminalitätsstatistik und Datenschutz in Mainz. ▸ Seite 5

Magie der Zahl Die Touristen Taiwans haben mit ihrer Milliardenausgaben die Welt mindestens verbessert. ▸ Seiten 13

eehofer attackiert Merkel scharf

CSU-Chef wirft der Kanzlerin rrschaft des Unrechts" vor

...n – Der bayerische Ministerpräsident und CSU-Chef Horst Seehofer wirft Kanzlerin Angela Merkel „Herrschaft des Unrechts" vor. Ihre Haltung, der deutschen Grenzen für Flüchtlinge zu öffnen, habe dazu geführt, „gesetzwidrig, [weitere Barrikade] von Recht und Ordnung" gäbe, sagte Seehofer [unserer] Neuen Presse. SPD-Fraktionschef Thomas Oppermann sprach von einem „wirren Ausbruch". Seehofers Ziel sei „linke Mimosis". Der Unionspolitiker hatte [sagte Oppermann, dass der „rechtsradikalen] Gefahr" von dem CSDU-Politiker Koch wieder „die Krise in der Union weiter zuspitzen" werde. ▸ Seite 2 und 3

l schickt Blaue Briefe wegen Flüchtlingen

– Die Europäische Kommission hat [Vertragsverletzungsverfahren] gegen [Flüchtlingen in der EU, nach Informationen der Süddeutschen Zeitung wird. Kommissionsvize] Frans Timmermans [Schreiben] und die Einsetzung des Beschlusses [...] einem Beschluss, den die Kommissionen an diesem Mittwoch verfassen wird, ist vom Parlamentarier beim Management der Krise die Rede. ▸ Seite 6

Vorwahlen in New Hampshire

Manchester – In New Hampshire fanden am Dienstag die Vorwahlen von Republikanern und Demokraten zur Nominierung ihres Präsidentschaftskandidaten statt. Bei den Republikanern lag Donald Trump [...] vor Ted Cruz, bei den Demokraten [...] Bernie Sanders, Senator von Vermont, als Favorit von Hillary Clinton, bei den Republikanern. Donald Trump. ▸ *Ergebnisse und Analysen auf sz.de/us-wahl*

Krisenstimmung an Europas Aktienmärkten

Frankfurt – Der Ausverkauf an Europas Aktienbörsen ist nicht zu stoppen. Auch am Dienstag fielen die Kurswerte. Deutsche-Bank-Chef John Cryan sah sich [...] durch die Turbulenzen [...] gezwungen, öffentlich [...] Zahlen des [...] Geschäftsjahres [...] Der Bank ist [...] grundsolide, erklärte [...] Cryan sich [...] einer [...] Deutschland [...] Mitarbeiter [...] Kunden [...] ▸ Seite 4, Wirtschaft

Dax ▼	Dow ▲	Euro ▲
Aktien Schluss 8878 Punkte	9.7 Schluss 16824 Punkte	27 Uhr 1,1286 US-$
- 3,11%	- 0,59%	+ 0,0001

DAS WETTER

8°/-1°

Bernd Kastner, Jahrgang 1969, hat zu Schulzeiten angefangen, für die *Augsburger Allgemeine* und die *Augsburger Kirchenzeitung* zu schreiben. Das Studium der Geschichte und Politikwissenschaft in Augsburg und Freiburg hat er für ein Volontariat bei der *Augsburger Allgemeinen* unterbrochen. Nach dem Magisterabschluss 1999 war er knapp zwei Jahre lang in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit tätig, bei Amnesty International und beim Verkehrsclub Deutschland (VCD) in Bonn. Seit 2001 arbeitet er für die *Süddeutsche Zeitung*. Bis 2015 war er Reporter im München-Teil der *SZ*, seither schreibt er für das Ressort Innenpolitik. Seine Schwerpunkte sind die Themen Flucht und Asyl sowie Rechtspopulismus. Von 2011 bis 2017 Mitglied im Vorstand von netzwerk recherche.

Bernd Kastner ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Thema des Jahres – Populismus« für seinen Beitrag »Hausbesuch«, erschienen am 10. Februar 2016 in *Süddeutsche Zeitung*.

Hausbesuch

Von Bernd Kastner

Täglich schreiben Leserinnen und Leser an die *Süddeutsche Zeitung*. Vor allem die Briefe der Anhänger von Pegida sind voller Wut, oft auch voller Hass. Zeit für ein paar Gespräche

Die Reise ins Pegida-Land beginnt mit der Lektüre älterer E-Mails an die Redaktion. »Der Artikel strotzt nur so von Blödheit«, schreibt eine Leserin. Der Artikel hatte über den Protest gegen ein Asylheim berichtet, Rechtsextremisten waren die Wortführer – und sie fühlte sich angesprochen, »als aufmüpfiges rechtes Pack abgetan«. Dabei sei die »Massenzuwanderung« schuld, dass München »nicht mehr die ehemals lebens- und liebenswürdige Stadt, sondern von Asylanten besetzt« sei, schreibt die Frau. Sie nennt, was nicht selbstverständlich ist, ihren Namen samt Anschrift. Jutta Wölk, München, Stadtteil Laim. Gleich nebenan entsteht ein Containerheim für Flüchtlinge. Frau Wölk, darf die *Süddeutsche* Sie mal besuchen?

Pegida-Land ist kein Ort, nicht Dresden, nicht Sachsen, auch wenn die Bewegung das Image dieser Region prägt. Pegida-Land ist eine Gedankenwelt. Man kennt Pegida als gesichtslosen Block in der Nacht, man liest anonyme Hassbotschaften im Internet. Aber wie ist es bei den Leuten daheim? Bei denen, die mitlaufen und die Diskussionskultur in diesem Land zunehmend prägen?

Ein reizvoller Gesprächspartner wäre auch der Mann, der bei einem Finanzdienstleister arbeitet und in Mails an die Lügenpresse schreibt: »Der Hass, den Ihr hier beklagt, ist nur die Antwort auf die Hass-Religion Islam. Nehmt das endlich mal zur Kenntnis, Ihr Knallchargen von der vierten Gewalt, die Ihr noch nie den Koran gelesen habt! Ich persönlich würde sogar bewaffnete Gewalt gegen den Münchner Moscheeneubau begrüßen.« Der Mann schreibt so etwas von seinem Firmen-Account aus. Ruft man ihn an, legt er auf.

Jutta Wölk reagiert anders: »Herzlichen Dank für das interessante Angebot.« Sie staunt, dass ein Journalist mit ihr reden will. »Sie erwartet«, schreibt sie zurück, »eine kritische, manche sagen auch liebenswürdige, alte Dame im 80. Lebensjahr mit viel Freude am Diskutieren politischer Ereignisse.« Es gibt nur eine Einschränkung. »Nicht Montag und Donnerstag. Da gebe ich Migranten Deutschunterricht.«

Bis zum Treffen ist Zeit für einen Besuch in Dresden. Michael Stürzenberger war es, der eine Gesprächspartnerin empfohlen hat. Für ihn und seine Mitstreiter

hat der bayerische Verfassungsschutz eine eigene Extremismus-Kategorie geschaffen, die »Islamfeindlichkeit«. Er trat bei Hogesa auf, dieser Mixtur aus Hooligans und Rechtsradikalen, und schrieb nach den Kölner Übergriffen: »Bei jeder Begegnung mit dunkelhäutigen Mohammedanern sitzt die Angst im Nacken, im nächsten Moment besprungen zu werden. Es wäre nur mehr als gerecht, wenn Merkel die bittere Medizin selbst kosten müsste, die sie den Frauen dieses Landes indirekt verabreicht hat.« Es folgt eine Zeichnung, die Merkel in den Händen von Männern zeigt, dazu die Sprechblase: »Ficki ficki Mama Merkel.«

Stürzenberger also hat Frau Oberland empfohlen. Sie kennen sich, weil die Dresdnerin für ihn in München Unterschriften gesammelt hat gegen das dortige Moschee-Projekt. Frau Oberland ist 68, hat nach der Wende im Finanzamt gearbeitet und berichtet am Telefon, dass sie seit dem zweiten »Spaziergang« mitlaufe.

Vier Freunde sitzen dann in ihrem Wohnzimmer, ihr Mann ist auch dabei, Frau Oberland serviert Sächsische Eierschecke. In der Schrankwand stehen viele Bücher, Meyers Lexikon in neun Bänden ist abgegriffen, darunter Tucholsky und Kisch. Auf dem Boden liegt ein Stapel der *Sächsischen Zeitung*. In Wahrheit heißen sie und ihr Mann anders, aber ihnen ist ein Pseudonym wichtig, man wisse ja nie bei der Presse. Paul Oberland, Jahrgang vierundvierzig und promovierter Diplom-Ingenieur, sagt: »Ein Jahr laufen wir jetzt im Kreis. Es hat sich in der Politik immer verschlechtert. Es wird nicht gehört auf uns.«

Den Oberlands gegenüber sitzen Tilo Bretschneider, 49, Inhaber einer Autowerkstatt im Erzgebirge, und Frank Geißler, 72, Rentner aus Dresden, früher Maschinenschlosser. Montagabends trägt er einen Teleskopstab mit sich, als Fahnenhalter. Auf seinem Deutschlandtuch sind Aufkleber, »Heimatliebe ist kein Verbrechen«, steht da etwa, ein Spruch der »Identitären Bewegung«. »Das sind die Vordenker für uns«, sagt Geißler. Dass diese »Vordenker« sehr weit rechts stehen, habe er nicht gewusst. Der Verfassungsschutz-Präsident Hans-Georg Maaßen hat die Identitären schon vor Jahren als virtuelle Erscheinungsform des Rechtsextremismus bezeichnet. Inzwischen gehen sie regelmäßig auf die Straße, der Bremer Verfassungsschutz hält sie für eine »neue Aktions- und Organisationsform der neonazistischen Szene«. Sie fordern die »Festung Europa« und mobilisieren ihre Anhänger so: »Lasst Euch nicht demütigen. Trainiert und wappnet Euch, um Eure Lieben zu schützen, wenn es darauf ankommt. Wehrt Euch,

es ist Euer Land!« Der Kontext lässt keinen Zweifel, wer der Gegner ist: Muslime, Flüchtlinge.

Scheu vor der Lügenpresse hat keiner in der Runde, alles muss raus. Geißler zählt große Namen aus dem Westen auf, Adenauer, Erhard, Strauß, ja, der Strauß: »Wenn der noch leben würde.« Aber sie haben ja Lutz Bachmann, den Vater von Pegida, der Asylbewerber als »Viehzeug«, »Dreckspack« und »Gelumpe« bezeichnet hat. »Jetzt ist er eine Person der Weltöffentlichkeit«, sagt Bretschneider. Sie schätzen es, dass ihr Anführer so offen mit seiner kriminellen Vergangenheit umgeht: Einbrüche und andere Taten hatten ihm eine Gefängnisstrafe eingebracht, er floh nach Südafrika. Christine Oberland verrät, was sie Bachmann mal ganz persönlich gesagt habe: »Bei Ihnen stimmt einfach alles.«

Die vier Freunde sind überzeugt, Bescheid zu wissen. Täglich lese sie den Internetblog »Politically Incorrect«, sagt Frau Oberland. Glauben Sie denn, was auf PI steht? Frank Geißler antwortet: »Das ist zu hundert Prozent glaubhaft.« Auf PI schreiben Islamhasser für Islamhasser. Stürzenberger alias »Byzanz« ist einer der Stammautoren, der Verfassungsschutz hält die Münchner PI-Gruppe für extremistisch. Am Tag des Treffens bei den Oberlands schreibt ein anderer PI-Autor: »Deutsche Bürger lassen sich ausrauben, vergewaltigen und unterjochen. Und die Politiker fördern, die Medien verschleiern und die Kirchen bekreuzigen dies.« Noch extremer sind viele der Kommentare der anonymen User. Dort findet etwa Frauke Petry, die AfD-Chefin, mit ihrer Forderung, an der Grenze notfalls auf Flüchtlinge zu schießen, viele Unterstützer: »Wir sollten keine Scheu davor haben, das auszusprechen, was wahr, selbstverständlich und vernünftig ist«, steht da, oder: »Grenzsicherung mit Schusswaffen? Mit was denn sonst?«

Schießen auf Flüchtlinge: Ja, sagt Frank Geißler, aber nur zur Abschreckung, in die Luft, nicht mehr. Herr Oberland tut sich etwas schwerer. Eigentlich nein, keine Schusswaffe. Was aber, überlegt er, »bei einer Gefährdung durch Massen«? Am Ende sagt er: »Nein, das geht nicht.«

Einer am Tisch empört sich: Wenn ein Muslim stirbt, der mit vier Frauen verheiratet war, kriegen alle vier Witwenrente, so weit ist es gekommen in Deutschland! Viermal Witwenrente? Ja, heißt es bei der Rentenversicherung Bund, unter bestimmten Voraussetzungen bekämen alle vier Frauen Hinterbliebenenrente. Aber nur den regulären Betrag, der dann gerecht geteilt werde. Nicht der Staat zahlt mehr, sondern jede Frau bekommt weniger.

Nächste Empörung: Überall sitzen die Parteien drin, im Fernsehen, in der Presse, die *Sächsische Zeitung* gehöre dem Verlag Gruner und Jahr, und der zu 51 Prozent der SPD. Stimmt das? Der SPD gehört nichts an Gruner und Jahr, der 60 Prozent der *Sächsischen Zeitung* hält. Die restlichen 40 Prozent hat die Deutsche Druck- und Verlagsgesellschaft, ein SPD-Unternehmen. Auf der Internetseite des Zeitungsverlags steht nur Gruner und Jahr.

Noch ein Aufreger: Der Staat zahle den Flüchtlingen ihre Handygebühren, ein Unding! Dazu erklärt das sächsische Innenministerium: Im Asylverfahren erhält jeder Leistungen gemäß Asylbewerberleistungsgesetz, inklusive Taschengeld, etwa 140 Euro bekommt ein Alleinstehender. Dieses Geld kann der Asylbewerber ausgeben, wie er will. Da das Handy für viele das wichtigste Kommunikationsmittel mit der Heimat ist, geben viele dafür recht viel aus.

Wo also liegen die Grenzen zwischen Halbwahrheit und Unwahrheit? Wann ist ein Fehler Versehen, wann ist er Absicht? Die Pegida-Welt prägen viele Gerüchte, die Flüchtlingen die Ausbeutung Deutschlands und Kriminalität aller Art nachsagen. Solche Gerüchte sind langlebig und vergiften das Klima. Da hilft es wenig, dass die Polizei regelmäßig falsche Horrormeldungen einzufangen versucht oder die Tiere eines Streichelzoos sehr munter sind. Das Gerücht sagt, dass Flüchtlinge diese Tiere gegessen hätten. Und was das Gerücht sagt, das hat Gewicht. Ein Graus ist den Freunden auch der deutsche Westen, sie erzählen von den schlimmen Zuständen in Frankfurt am Main, Essen und München. Überall »Allahu-Akbar-Schreier«. Kennen Sie München, Herr Geißler? »Meine Verwandtschaft wohnt dort!« Die sei entsetzt gewesen von der Sorglosigkeit des Besuchs aus Dresden. Sie mussten abends zurück ins Hotel im Arabellapark und nahmen die U-Bahn. »Seid ihr lebensmüde? Kein Münchner fährt um diese Uhrzeit mit der U-Bahn bis zu dieser Endstation.« Das ist großer Quatsch. Aber so wirkt München durch die Pegida-Brille. Die Stadt, die die Polizei als die sicherste deutsche Großstadt preist, obwohl sie zu denen mit dem höchsten Migrantenanteil gehört – weit vor Berlin.

Frau Oberland nimmt beim Reden gerne die Hände zu Hilfe, was ihren Mann in Gefahr bringt. Er greift nach ihrem Arm, um keine abzukriegen. »Wir haben eine andere Sensorik«, sagt Tilo Bretschneider. Wer in der DDR aufgewachsen ist, achte viel mehr auf Zwischentöne als die Westler. »Man erkennt zwischen den Zeilen mehr, als im Text steht.« Zwischen den Zeilen gedeiht das Misstrauen.

Sorgen machen nicht nur die Fremden, sondern auch die eigenen Kinder. Tilo Bretschneider hat vier, ein Junge ist 16, und der bekomme im Unterricht die Welt ganz anders erklärt als zu Hause, was den Vater an seine Schulzeit in der DDR erinnert. »In eurem Leben wird man immer versuchen, euch zu verarschen«, erkläre er daheim. So pflanzt sich Misstrauen fort.

Frank Geißlers Tochter ist längst erwachsen, sie hat die Pflegedienst-Firma der Mutter übernommen. »Die armen Flüchtlinge!« Solche Sachen höre er immer wieder von ihr. »Du hast zwei Kinder, zuerst kommen unsere Kinder«, entgegne er dann. Irgendwie scheint ihm seine Tochter peinlich zu sein: »Sie hat so eine Empathie. Ich weiß nicht, wo die herkommt.« Nur mit Mainz könne er sich das erklären, mit dieser christlichen Einrichtung dort, wo die Tochter studiert habe. Das sagt ausgerechnet einer, der mit seiner Deutschlandfahne fürs christliche Abendland kämpfen will.

Vor Kurzem kam an der TU Dresden eine Studie heraus, angefertigt von Politikwissenschaftlern des Lehrstuhls von Hans Vorländer, die sich als Heimatforscher der besonderen Art betätigen: Eine »Empörungsbewegung« mit starken Aversionen gegen die politischen und medialen Macher sei Pegida. Es ist, als wären die vier Freunde vom Kaffeetisch eben diesem Buch entstiegen. Die Pegida-Patrioten, heißt es in der Studie, charakterisiere sächsischer Chauvinismus, mit dem sie Fremdes abwerteten. Das Etikett »rechtsextrem« passe nicht, Pegida operiere aber mit nationalistischen Parolen und befördere die fremdenfeindliche Stimmung, ja, auch Übergriffe auf Asylheime. Fremdenfeindlich? Frank Geißler ärgert sich: »Das ist pauschalisierend.«

Dabei prägt bei Pegida daheim der bestimmte Artikel das Gespräch: Der Islam. Die Muslime. Die Politiker. Die Medien. Ist das nicht pauschalisierend? »Um ein Problem zu erfassen«, sagt Tilo Bretschneider, »muss man es vereinfachen.« Wie hat Karl Valentin, der auch ins Bücherregal der Oberlands einsortiert ist, gesagt: »Jedes Ding hat drei Seiten, eine positive, eine negative und eine komische.«

Die Oberlands haben einen Sohn, 35 ist der jetzt und macht ihnen viel Freude. Er hat studiert und ist in der Welt herumgekommen. Tags darauf, in der Mittagspause beim Schweinebraten, landet das Gespräch mit ihm bei der Diskussionskultur. Eine »Brandmauer« haben die TU-Forscher ausgemacht, gezogen von den etablierten Parteien: Bloß keinen Kontakt zu Pegida und Co. Wäre es nicht gut, Herr Oberland, diese Mauer einzureißen, mehr miteinander zu streiten?

Nein! Er habe keinen Bedarf, nicht mit diesen Politikern, nicht mit den »gleichen Fressen, die uns Tag und Nacht zulügen«. Er meint Merkel und die anderen. »Wir haben genug darüber gesprochen, es muss entschieden werden.« Dann muss er wieder an die Arbeit.

Wie hatte Jutta Wölk sich vorgestellt? Als liebenswürdige Dame mit viel Freude am Diskutieren. Auf ihrem Esstisch liegen Deutsch- und Mathebücher, hier sitze sie immer mit ihren Schülern. Aber nun geht es nicht um Mathe oder Deutsch, sondern ums Große und Grobe. Frau Wölk, 79, aufgewachsen in der DDR, kurz vor dem Mauerbau geflohen, ist in Stimmung. Sie hat Zeitungsartikel aus dem Internet ausgedruckt und mit gelbem Leuchtstift markiert: »Was darf man in Deutschland sagen – und was nicht?«, fragt eine Überschrift.

Das Wohnzimmer ist stilvoll eingerichtet. Die Bücher stehen hier in einem Vitrinenschrank, ein weißer, gefalteter Zettel fällt hinter der Scheibe auf. Er ist vor die Bücher drapiert, wie sonst das Foto der Liebsten. Drei Kinder hat Frau Wölk und sieben Enkel, sie kommen oft vorbei. »Die wollen schon gar nicht mehr hören, wenn ich kritisch bin.« Auch in der Familie fühle sie sich in die ganz rechte Ecke gestellt. Der Vorwurf sei »ganz, ganz entsetzlich«. Sie habe den Krieg doch erlebt, habe ihre Eltern verloren und wisse, was Schmerz bedeute. Nicht, dass sie bei Pegida mitlaufe, aber sie ist zornig, die Medien, sagt sie, würden Pegida pauschal als rechtsextrem hinstellen. »Unsere Regierung möchte nicht, dass wir irgendwas gegen Flüchtlinge sagen.«

Stunden verbringe sie jeden Tag im Internet, lese hier, lese dort, auf dem Tisch liegen Texte von *Focus* und *Welt*, von *Jüdischer Allgemeine* und *Süddeutscher Zeitung*. Die *SZ* sei auch Teil des Schweigekartells, das Anweisungen der Politik befolge. Wie, Frau Wölk, stellen Sie sich das vor? »Da ruft der Seehofer an, die Frau Merkel, und sagt: Das wird nicht gedruckt. So einfach.« So einfach? »Ich bin überzeugt, dass es so läuft.« Tatsächlich? »Wie soll ich Ihnen das erklären? Natürlich rufen die nicht selbst an, sie lassen anrufen.« Woher wissen Sie das? »Natürlich habe ich keinen Beleg dafür.« Warum dann dieser Vorwurf? »Mir gefällt einfach die Haltung der *SZ* zur Flüchtlingspolitik nicht.«

Frau Wölks Lippen beginnen zu zittern. »Parallelgesellschaft«, ruft sie, »warum kann man das nicht einfach schreiben?« Warum sind auf den Fotos in den Medien so oft Flüchtlingsfamilien, so oft Kinder? Es seien doch viel mehr alleinstehende Männer gekommen. Jetzt beben die Lippen. »Wo bleibt das Konzept von Frau Merkel?« Und dann dieser Krieg in Syrien: Die Politiker sollten keine Waffen

mehr liefern und sich endlich an einen Tisch setzen, aber: »Wir verdienen dran! An allem wird verdient! Und am Krieg besonders viel.«

»Ich glaube, ich bin eine Pazifistin«, sagt Jutta Wölk. »Ein bisschen links und ein bisschen CSU.« Bisher habe sie immer SPD gewählt. Und jetzt? »AfD.« Auch sie bringt die Forderung Petrys, als Ultima Ratio an der Grenze auf Flüchtlinge zu schießen, ins Schleudern: Das sei von den Medien aus dem Kontext gerissen. Stimmt nicht, Frau Petry hat das autorisiert. Lange denkt Frau Wölk laut nach. Kommt vom Ja zum Nein, zum Schuss auf die Beine. »Ich habe dazu keine Meinung«, sagt die sonst so meinungsstarke Dame.

Es ist, als spiegle sich im Gesicht dieser Frau ganz Deutschland. So zerrissen, so verwirrend, so widersprüchlich. Seit sie, die in jungen Jahren Pädagogik studiert hat, in Rente ist, gibt sie ehrenamtlich Nachhilfe, zweimal die Woche für Kinder aus der Nachbarschaft, sie haben Wurzeln in der Türkei und in Kosovo. »Kinder brauchen Hilfe«, sagt sie, steht auf, schiebt die Vitrinenscheibe zur Seite und nimmt das gefaltete Papier. Es ist ein Brief, sie hat ihn zu Weihnachten bekommen. »Danke, dass wir zu jeder Gelegenheit hochkommen können und Sie uns so viel beibringen«, steht da in akkurater Schülerschrift. »Wir sind froh, dass es Sie gibt, und Sie sind und bleiben die beste Lehrerin, die wir jemals hatten und haben werden.« Jutta Wölk ist aufgetaucht aus ihrer Wutwelt, es spricht jetzt eine Oma. Vor vielen Jahren, da seien zwei Geschwister zu ihr gekommen, Bub und Mädchen, die Hoffnung sei gering gewesen, dass aus ihnen noch was wird. »Und ich hab gesagt: Wir schaffen das!«

Frau Wölk verwendet die Merkel-Worte. Sie kämpft mit den Tränen. »Wir haben es geschafft.« Das Mädchen sei heute eine junge Frau, sie arbeitet als medizinisch-technische Angestellte, und vor Kurzem habe sie angerufen: »Frau Wölk, danke.«

Ein paar Hundert Meter von ihrer Wohnung entfernt wird bald ein kleines Containerdorf für Flüchtlinge eröffnen. Sie hatte fest vor, da mal reinzugehen und zu sagen, dass sie gerne ein paar Leuten Deutsch unterrichte. Ja, das wollte sie tun, vor Köln. Jetzt aber ist nach Köln, »jetzt hab ich Angst«. Ist das nicht dieselbe Pauschalisierung, die Sie umgekehrt beklagen? »Natürlich«, sagt Frau Wölk. »Aber Gefühle lassen sich nicht so einfach beseitigen.«

Je länger das Gespräch dauert, desto mehr pendelt es sich ein, die Lippen beben nicht mehr. Jutta Wölk erzählt von ihren Reisen, Philippinen, Madagaskar, Russland, Costa Rica, Serengeti, China, und und und. »Ich bin nicht fremden-

feindlich«, sagt sie, »aber ich bin skeptisch geworden.« Wegen Köln. Auf dem Weg zur Wohnungstür kommt man am Sofa vorbei, auf ihm liegt ein Stapel der *Süddeutschen*. Haben Sie die abonniert? Frau Wölk wundert sich über diese Frage. »Selbstverständlich.«

Süddeutsche Zeitung
Nr. 33 vom 10. Februar 2016

DIE ZEIT

FREIHEIT DEUTSCHLAND EUROPA

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

25. AUGUST 2016 · N° 36

DIE ZEIT im Taschenformat.
Jetzt für Ihr Smartphone!
www.zeit.de/app

Stark durch Therapie

…iele Männer wie nie
…e Psycho-Couch.
…s tut ihnen gut
ZEITMAGAZIN

ZIVILSCHUTZ

Weckgläser wage… …s eng

Genug Hamsterwitze gemacht? Private Vorräte fü… …gesellschaftliche Notfall sind sinnvoll. Auch in Friedenszeiten …

VON MARK SCHIERITZ

Über den Vorratskeller meiner … Mutter erzählten wir Kinder uns … gerne, dort könne man problem… …los den nächsten Krieg überleben. … Noch immer stehen in … Heilsgläser. Einmal … Birnen und Bohnen. Wie der G… wurde in den Dörfern beschaffe… …kannt. Apfelsaft und Ap… …Nudeln, alles im halben …

Für uns … …

Wer liebt denn so?
Was die Dating-App Tinder über deutsche Singles verrät
ZEIT vom Entdecken, S. 31

Krank im Kopf?
US-Psychiater reden über Donald Trumps Geisteszustand. Das ist eigentlich verboten
Wissen, Seite 27

Die Tricks der Stromanbieter
Wie die Versorger ihren Kunden teure Tarife unterjubeln
Wirtschaft, Seite 19

PROMINENT IGNORIERT

Martin Machowecz, 1988 in Meißen geboren, ist Redakteur im Leipziger Büro der Wochenzeitung *DIE ZEIT* und befasst sich seit Jahren mit den gesellschaftlichen Spannungen, die durch Pegida und den Aufstieg der AfD sichtbar wurden. Er studierte Politikwissenschaft in Leipzig und besuchte von 2008 bis 2010 die Deutsche Journalistenschule in München mit Stationen beim *Tagesspiegel* und der *ZEIT*. Zuvor hatte er über viele Jahre als Autor der *Sächsischen Zeitung* gearbeitet, zunächst im Lokalen, später vor allem im Ressort Kultur, Gesellschaft & Seite Drei. Seit 2011 ist er Redakteur bei der *ZEIT*, anfangs im Dresdner Büro und seit dessen Umzug nach Leipzig nun dort.

Martin Machowecz ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Thema des Jahres – Populismus« für seinen Beitrag »Wir sind dagegen!«, erschienen am 25. August 2016 in *Die Zeit*.

Wir sind dagegen!

Von Martin Machowecz

»Volksverräter!«, »Blockparteien!«, »Die stecken dort alle unter einer Decke!« – so reden AfD-Politiker über deutsche Parlamente. Aber was, wenn sie selbst dort einziehen? Im Landtag von Sachsen-Anhalt kann man seit einem halben Jahr beobachten, wie Etablierte und Außenseiter aufeinandertreffen

Es gibt ein Mittel gegen die AfD, der CDU-Politiker Hardy Peter Güssau hat es erfunden. Klein und rund ist es, und wenn man mit dem Finger daraufdrückt, wird alles still. Es handelt sich um einen Knopf an seinem, Güssaus, Tisch – dem Tisch des Landtagspräsidenten von Sachsen-Anhalt. Einen Schalter, mit dem er das Mikrofon am Rednerpult an- und ausknipsen kann.

Als feststeht, dass die AfD ins Parlament einzieht, fragt sich Güssau, wie sich die Populisten in Schach halten ließen. Er kann ja nicht aufstehen und sie umhauen, wenn sie sich nicht benehmen. Also geht Güssau zu den Technikern des Parlaments, so wird er es später erzählen. »Ich möchte einen Knopf haben«, sagt er. Für den Fall, dass einer der Neuen brülle oder seine Redezeit überziehe. Güssau will die AfD abschalten können.

So ein Knopf sei nicht leicht einzubauen, entgegnen die Techniker, man müsse beachten, dass auch die Rundfunkanstalten ihren Ton über die Saaltechnik beziehen, dass für die Stenografen jedes Wort zu verstehen sein müsse, und überhaupt: So etwas gab es noch nie!

Güssau aber besteht auf seinen Knopf. Und die Techniker bauen ihn ein. Jetzt geht im Landtag von Sachsen-Anhalt alle Macht vom Präsidenten Hardy Peter Güssau aus, dem Erfinder der ersten offiziellen AfD-Abschalteinrichtung der Welt.

»So einfach ist das«, sagt Güssau.

Wirklich?

Kann man die AfD einfach wegdrücken?

Die AfD: Es gibt sie erst seit drei Jahren, aber sie sitzt bereits in acht Landesparlamenten. Übernächstes Wochenende bei den Wahlen in Mecklenburg-Vorpommern könnte sie sogar erstmals stärkste Kraft in einem Bundesland werden. Nie zuvor hat eine neu gegründete Partei in so kurzer Zeit so viele Stimmen gewonnen. Und nie zuvor hat eine Partei, die so viele Stimmen gewann, das poli-

tische System der Bundesrepublik derart verachtet. »Volksverräter!«, »Blockparteien«, »Die stecken dort alle unter einer Decke«, das kann man bei AfD-Veranstaltungen hören, wenn von deutschen Parlamenten die Rede ist.

Aber was, wenn Vertreter dieser Partei selbst in eines dieser Parlamente einziehen? Nicht als versprengtes Häuflein von drei oder vier Abgeordneten, sondern als eine der stärksten Fraktionen? Folgt dann ein politischer Frontalzusammenstoß? Ein krachender Dauerkonflikt, in dem die einen rechte Hetzreden halten und die anderen versuchen, sie per Knopfdruck zum Schweigen zu bringen? Oder nähern sie sich einander an, die Populisten der AfD und die Realisten der etablierten Parteien, das System und seine Gegner?

In Sachsen-Anhalt lässt sich diese demokratische Ausnahmesituation beobachten. Bei den Landtagswahlen im Frühjahr haben hier 24 Prozent der Wähler für die AfD gestimmt. Die *ZEIT* hat die AfD-Fraktion in den vergangenen knapp sechs Monaten begleitet.

13. März. Der Wahlabend. Alle wichtigen Politiker Sachsen-Anhalts sind im Landtag versammelt, über die Fernsehschirme laufen die Ergebnisse der Hochrechnungen. André Poggenburg, der Landesvorsitzende und Spitzenkandidat der AfD, ein Mann mit bubenhaftem Scheitel, sieht aus wie ein Junge, der seine erste Freundin erobert hat. Er bekommt dieses Grinsen nicht aus dem Gesicht.

An diesem Abend, an dem die Spitzenkandidaten von Kamera zu Kamera eilen, begibt es sich, wie kann es anders sein, dass Poggenburg dem Ministerpräsidenten Sachsen-Anhalts, Reiner Haseloff (CDU), über den Weg läuft, und zwar mehrfach. Das ist interessant, denn Poggenburg grüßt jedes Mal freundlich. Haseloff aber kann gar nicht schnell genug wegschauen. Immer wenn Poggenburg kommt, observiert er den Boden, ein Landesvater von 62 Jahren, der dem freundlichen Blick eines 41-jährigen Jungpolitikers nicht standhalten kann. Oder will. Später am Abend wird ein AfD-Anhänger einen anderen fragen: »Ist das nicht lächerlich? Das heißt doch, die haben riesige Angst vor uns!«

Allerdings: Die AfD selbst ist auch nicht gerade mutig. Auch sie duckt sich weg, nicht vor den Vertretern der »Blockparteien«, sondern vor den Vertretern der Presse. Journalisten, die in den Tagen nach der Wahl versuchen, die neu gewählten Abgeordneten zu erreichen, haben kaum eine Chance. Kaum ein AfD-Politiker geht ans Telefon. Kaum einer ruft zurück. Fast scheint es so, als sei die AfD schon wieder verschwunden.

31. März. Erst jetzt, fast drei Wochen nach den Wahlen, sieht man sie wieder, die Leute von der AfD. Im Foyer des Landtags, auf dem Monitor mit den Terminen, steht weiß auf blauem Grund: Fraktionssitzung AfD, Raum A2 41. Die erste offizielle Zusammenkunft der neu gewählten Abgeordneten.

Es gibt einen Grund dafür, dass das Treffen am letzten Tag des März stattfindet. Er hat weniger mit Politik als mit Geld zu tun. Konstituiert sich die neue Fraktion noch im März – das haben die AfD-Leute im Abgeordnetengesetz gelesen –, bezahlt ihr der Staat noch die kompletten Fraktionsmittel für den gesamten Monat. Genau 138.104,50 Euro aus Steuergeldern. Als den Grünen vor fünf Jahren der (Wieder-)Einzug in den Landtag gelang, verzichteten sie freiwillig auf diese Zahlung. Die AfD aber hat offenbar schnell gelernt, wie man das viel geschmähte politische System der Bundesrepublik Deutschland für sich ausnutzt.

25 Neu-Politiker sind es, die jetzt für die AfD im Landtag sitzen. Die größte AfD-Fraktion in einem deutschen Parlament. 23 Männer, 2 Frauen. Durchschnittsalter: 43 Jahre. Ein Bauer ist dabei, der morgens mit dem Traktor über seine Felder rollt, ehe er ins Auto steigt und in den Landtag fährt. Ein Fahrlehrer, der im Nebenberuf Orgeln repariert. Ein Handyverkäufer. Ein Fachmann für Kfz-Kühleranlagen. Eine Bankkauffrau. Es sind Chaoten unter ihnen und Streber, Gemäßigte und Radikale. Manche waren früher Kommunisten, andere waren schon immer rechts und wussten nicht, wo sie hinsollten mit diesem Gefühl. Wieder andere waren früher gar nichts, politisch gesehen, was die Regierung so trieb, war ihnen egal. Jetzt ist es ihnen wichtig geworden. Weil sie irgendwann das Gefühl bekamen, dass etwas sehr falsch läuft in diesem Land.

7. April. Es gibt einen Mann in der AfD-Fraktion, der in diesen ersten Tagen wichtiger ist alle anderen: der frisch gekürte parlamentarische Geschäftsführer Daniel Roi. Seine Aufgabe ist es, die Fraktion zu organisieren, dafür zu sorgen, dass sie so schnell wie möglich mit der Arbeit anfangen kann.

Roi ist 28 Jahre alt, wirkt aber ein Jahrzehnt älter, ein studierter Agrarwissenschaftler mit kurzem Bart und kleinem Bauch. Nach ungezählten Anrufen, E-Mails und SMS darf man ihn dann doch treffen. Roi sagt von sich, er sei immer sehr konservativ gewesen, habe aber nie einer Partei angehört, weil ihm der »blinde Gehorsam« der Etablierten zuwider gewesen sei. Und wohl auch, weil es rechts von der Union, links von der NPD eben keine Partei gab. Jetzt gibt es sie.

In seinem Wahlkreis, in Bitterfeld-Wolfen, ist die Wahlbeteiligung von 48,2 auf 62 Prozent gestiegen. Vor allem wegen der AfD. In Sachsen-Anhalt ist die AfD auch die Partei der Abgehängten. Die mobilisiert Roi, die politisiert er.

Roi hat schon Anti-Asyl-Proteste organisiert, jetzt aber, Anfang April, hat er ein anderes Ziel, als den Zuzug von Flüchtlingen nach Deutschland zu unterbinden: Er muss den Einzug der AfD in den Landtag vorantreiben. Der hat noch immer nicht so richtig stattgefunden. Die AfD hat zwar Sitze im Parlament, aber keine Büros. Über deren Verteilung entscheidet nämlich nicht der Wähler, sondern der Ältestenrat des Landtags, dominiert von den etablierten Parteien. Verärgert über ihre Wahlniederlagen lassen sich CDU, Linke, SPD und Grüne reichlich Zeit damit, sich mit der AfD auf einen Gebäudeflügel für die eigenen Räume zu einigen. Die AfD-Abgeordneten müssen erst mal von zu Hause aus arbeiten. Einer, der in Magdeburg wohnt, geht jeden Tag zum Parlament und holt die Post ab. Wollen sie sich treffen, müssen sich die Abgeordneten mit einem improvisierten Arbeitsraum begnügen.

Bei ihren Wahlkampfreden auf den Marktplätzen haben AfD-Politiker angekündigt, sie würden, wenn sie erst im Landtag säßen, das System zum Wackeln bringen. Jetzt beklagt sich Daniel Roi, dass der Bürger da draußen ja gar nicht wisse, wie das so laufe. »Der denkt, er geht am Sonntag zur Wahl – und am Montag verändern wir das Land. Leider ist es nicht so einfach. Das dauert alles lange.«

25. April. Der neu gewählte Landtag tritt im Plenarsaal zusammen. CDU, SPD und Grüne bilden gemeinsam die neue Regierung, sie haben sich auf einen Koalitionsvertrag geeinigt, jetzt wollen sie Reiner Haseloff erneut zum Ministerpräsidenten wählen. Die AfD-Abgeordneten haben ihre Plätze eingenommen, sie sitzen ganz rechts außen. Fast alle haben sich schick gemacht, der Fraktionsvorsitzende André Poggenburg trägt eine Krawattennadel, eine Abgeordnete macht Fotos. Die AfD-Leute sind gegen das System, aber schon auch stolz, jetzt ein richtiger Teil davon zu sein.

Der erste Wahlgang, Name für Name werden die Abgeordneten aufgerufen, einer nach dem anderen geht zur Wahlkabine. Der AfD fehlen noch immer Büros, die etablierten Parteien scheinen entschlossen, den Populisten die Arbeit so schwer wie möglich zu machen. In Wahrheit aber ist die Front gegenüber der AfD weit weniger geschlossen, als es den Anschein hat. Das wird offenkundig,

als der Landtagspräsident Hardy Peter Güssau das Ergebnis des ersten Wahlgangs verliest, sehr ernst, fast erschüttert.

Rainer Haseloff ist durchgefallen.

Fünf Abgeordnete der Koalitionsparteien haben nicht für, sondern gegen den Ministerpräsidenten gestimmt. Es gilt als wahrscheinlich, dass die Verweigerer aus der CDU-Fraktion stammen. Es gibt dort viele Abgeordnete, die nicht verstehen, dass man angesichts eines Rechtsrutsches im Land, mit 30 Prozent für die CDU und 24 Prozent für die AfD, derart links regieren soll. Im Koalitionsvertrag stehen Begriffe wie »Willkommenskultur« und »Demokratieförderung«. Die Grünen wollen die Massentierhaltung abschaffen, den Öko-Landbau stärken, solche Sachen.

Die AfD dagegen: Ist sie nicht so, wie die Union einmal war? Ist es nicht so, dass nicht nur die AfD, sondern auch ein Großteil des Volkes weit weg ist von den links-grün-bildungsbürgerlichen Diskursen, wie man sie in Berlin-Mitte oder auch in Leipzigs Südvorstadt führt? »Man kann der AfD zumindest zugestehen, dass sie teilweise eine Sprache spricht, die wir verlernt haben«, sagt der CDU-Abgeordnete Frank Scheurell, ein bulliger Mann mit dem Timbre eines Alphorns, der am Tag von Haseloffs Niederlage durch die Gänge des Landtags läuft und immer, wenn er auf AfD-Politiker trifft, diesen »Hallo, liebe Kollegen!« zuruft. Als gäbe es nichts Schöneres, als gerade jetzt den Damen und Herren Rechtspopulisten zu begegnen.

Im zweiten Wahlgang reicht es dann knapp für Haseloff, er bleibt Ministerpräsident. Als André Poggenburg ihm gratuliert, weiß Haseloff wieder nicht, wo er hinschauen soll. Der Magdeburger Plenarsaal hat ein schönes helles Parkett.

Hardy Peter Güssau aber, der Landtagspräsident mit dem Abschaltknopf, bietet der AfD weiter die Stirn. Er denkt jetzt zusätzlich über die Anschaffung eines Bolzenschneiders nach. Falls sich ein AfD-Abgeordneter aus Protest ans Rednerpult kette, könne man ihn mit dem Gerät losschneiden und hinaustragen. Die Magdeburger Volksstimme hat Güssau mit zwei Sätzen zitiert, die viele AfD-Politiker empören. »Man muss auch mal rabiat werden«, hat er gesagt. »Man muss den Kameraden sagen, dass sie nicht mehr auf dem Marktplatz sind, sondern dass im Parlament Regeln eingehalten werden müssen.«

»Kameraden«! Klingt das nicht fast wie: »Nazis«? In der AfD-Fraktion diskutieren sie darüber, wie man dem Güssau eins auswischen könnte. Da gab es

doch vor zwei Jahren diesen Wahlfälschungsskandal in Güssaus Heimatstadt Stendal. Ein CDU-Kandidat soll sich über Mittelsmänner die Briefwahlunterlagen Hunderter Bürger besorgt haben, die dann auf wundersame Weise alle für ihn stimmten.

Güssau war damals CDU-Chef in Stendal. Daniel Roi sagt, es würde ihn wundern, wenn Güssau mit der Fälschung nichts zu tun gehabt hätte. Das wäre doch ein Thema für die erste richtige Plenarsitzung des neuen Landtags.

19. Mai. Am Tag der Wahl hatte die AfD in Sachsen-Anhalt gerade einmal 317 Mitglieder. Eine Partei, die praktisch nicht existierte, hat es fertiggebracht, dass ihr fast jeder vierte Wähler seine Stimme gab. Vielleicht liegt es daran, dass die AfD-Fraktion in diesen ersten Wochen so sehr vom Geist des »wir gegen die« erfüllt ist, vom Gefühl, die eigenen Maßstäbe seien die einzig richtigen, nämlich die des »gesunden Menschenverstandes«. Der Rest des Landes dagegen hat aus ihrer Sicht diesen Verstand verloren, egal, ob es um die Flüchtlingspolitik geht, die Euro-Rettung – oder die Enten-Rettung.

An diesem Frühlingstag verirren sich nämlich zwei Entenküken und ihre Mutter in den Innenhof des Magdeburger Parlamentsgebäudes. Jetzt wagen sie sich nicht mehr hervor. Irgendwo zwischen Büschen und Sträuchern müssen sie sich verstecken. Eilig leitet die Landtagsverwaltung eine Rettungsaktion ein. Mit Keschern und Besenstielen stochern Helfer im Unterholz, sie wollen die Enten fangen und nach draußen bringen.

Von einer Terrasse aus beobachten zwei AfD-Abgeordnete die Szene.

Abgeordneter 1: »Das müsste man völlig anders angehen.«

Abgeordneter 2: »Haben die so etwas noch nie gemacht?«

Abgeordneter 1: »Gleich treten sie noch eine tot, wenn sie nicht aufpassen.«

Abgeordneter 2: »Hätten die sich vorher mal ein Konzept überlegt.«

Abgeordneter 1: »Wie konnten die hier überhaupt reinkommen, die Enten?«

Abgeordneter 2: »Daran sieht man's mal wieder!«

Was genau man daran sieht – das Scheitern Angela Merkels? Die Verweichlichung des linksliberalen Deutschlands? Die Untauglichkeit des Parlamentarismus? –, bleibt zwar unklar, deutlich aber wird in dieser Anfangsphase der Legislaturperiode etwas anderes: Die AfD mag viele Wähler haben, aber sie findet nur schwer Mitarbeiter. Eine Landtagsfraktion funktioniert ja wie ein kleines Unternehmen, sie braucht Sekretärinnen, Referenten, Hilfskräfte, einen Pres-

sesprecher. Mindestens 20 Leute will die AfD engagieren, mehr als 200 Bewerbungen gehen schon in den ersten Tagen ein, so manche AfD-Anhänger fühlen sich jetzt zu Höherem berufen, nur leider oft nicht die richtigen. Ein Kfz-Mechaniker will Chef aller Fraktionsmitarbeiter werden. Ein Mann mit Waffenschein und Erfahrung im Sicherheitsgewerbe fährt 500 Kilometer aus Westdeutschland nach Magdeburg. Er dient sich als sicherheitstechnischer Berater der Fraktion an. Der Landtagspförtner lässt ihn allerdings erst mal gar nicht rein, aus Sicherheitsgründen. Auch Max Mustermann bewirbt sich. Es gibt Interessenten, berichten AfD-Leute, die sich offenbar Vordrucke aus dem Internet heruntergeladen haben, aber vergaßen, ihren tatsächlichen Namen einzusetzen.

Was fehlt, sind Bewerbungen von Hochqualifizierten, die Fraktion benötigt dringend Juristen, auch ein Pressesprecher lässt sich lange Zeit nicht auftreiben. Die Abgeordneten fragen wahllos Journalisten in Magdeburg, ob sie nicht Interesse hätten. Vergeblich. Es gibt unter Deutschlands Akademikern einfach zu viele Menschen, die sich daran stören, die AfD in ihrem Lebenslauf stehen zu haben.

Noch im Mai hat die Fraktion nur sieben Mitarbeiter und eine Praktikantin, sie ist die Tochter eines Abgeordneten. Aber, immerhin, die AfD bekommt jetzt eigene Räume. Mauern werden aufgebrochen, Türen eingebaut, Wände gestrichen. CDU, Linke, SPD und Grüne haben sich bis zuletzt geweigert, einen Gebäudeflügel zu räumen. Am Ende musste ein großer Teil der Landtagsverwaltung in ein anderes Haus einziehen. So wurde Platz frei für die AfD.

31. Mai. Man mag sich ein Parlament, einen Landtag als Ort des ewigen Palavers vorstellen. Tatsächlich kommen die Abgeordneten in Magdeburg allenfalls einmal im Monat für wenige Tage im Plenarsaal zusammen. In der Zwischenzeit tagen Fachausschüsse bei nicht öffentlichen Treffen, oder die Abgeordneten touren durch ihre Wahlkreise. Jetzt aber beginnt die erste Sitzungswoche der neuen Legislaturperiode.

Natürlich sorgt die AfD für ein paar Skandale.

Das ist nicht wirklich überraschend. Eine Partei wie die AfD lebt vom populistischen Imperativ. Keine Flüchtlinge! Keine Burka! Kein Gender-Quatsch! Geflüsterte Imperative aber hört keiner. Die Partei braucht eine gewisse Lautstärke, sonst muss es ihren Wählern so vorkommen, als gebe es sie nicht.

Also zieht die AfD-Fraktion mitten in der Sitzung plötzlich aus dem Plenarsaal aus. Offiziell, um das Gespräch mit etwa hundert Grundbesitzern zu suchen,

die draußen vor dem Landtag gegen aus ihrer Sicht ungerechte Abwasserbescheide protestieren. Inoffiziell wohl eher, um CDU, SPD, Linke und Grüne zu provozieren.

Und wohl aus demselben Grund platziert ein AfD-Abgeordneter einen Zwischenruf, von dem er weiß, dass er für Empörung sorgen wird. Es geht in der Plenardebatte gerade um die Staaten des Maghreb. Die AfD hat beantragt, diese Länder zu sogenannten sicheren Herkunftsländern zu erklären, damit Asylbewerber von dort leichter abgewiesen werden können. Eine Vertreterin der Linken spricht von der schlechten Menschenrechtslage in Nordafrika, sie sagt, in manchen Ländern dort würden Homosexuelle eingesperrt.

Da ruft der AfD-Mann: »Das sollten wir in Deutschland auch machen.« Später wird er behaupten, er habe den Satz zwar gesagt, aber nicht in diesem Kontext gemeint.

Es ist ein Satz, über den man sich tatsächlich empören kann. Aber man kann auch konstatieren, dass die Anwesenheit der AfD im Landtag von Sachsen-Anhalt für etwas sorgt, was es dort lange nicht mehr gegeben hat: echten Streit, eine wirkliche Auseinandersetzung, eine tatsächliche Debatte. Das liegt vor allem daran, dass die AfD jedes Thema vergrundsätzlicht. Geht es um die Finanzen der Kommunen, kommt die AfD mit der Flüchtlingspolitik. Stehen neue Lehrerstellen auf dem Plan, redet die AfD über links-grüne Bildungsideale und Gender-Politik. Ist die Finanzierung von Kitas das Thema, will die AfD über die Frage diskutieren, wie eine anständige Familie auszusehen hat.

Vor allem Linke, Grüne und Sozialdemokraten werden von diesem Frontalzusammenstoß der Weltbilder gepackt. Die AfD setzt neue Kraft bei ihnen frei, eine Kraft, wie sie einen lange verheirateten Ehemann erfassen mag, wenn seine Frau plötzlich von einem neuen Verehrer umschwärmt wird. Eine Fraktion, die sich gegen den Rest des Parlaments stellt, sorgt dafür, dass das Parlament wieder interessant wird. Und die AfD versucht, die Regeln des Parlaments permanent überzuerfüllen: Zum Beispiel haben sich die Abgeordneten vorgenommen, stets geschlossen im Landtag zu sitzen. Niemals sollen mehrere Abgeordnete zugleich zum Essen oder Telefonieren hinausgehen, aus Respekt vor der Parlamentsarbeit. Diese Partei will dagegen sein und trotzdem alles besser machen.

Das ist schon bizarr: Beide, AfD und System, haben sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, so wie die anderen zu werden. Und nun merken beide,

dass sie erfolgreicher sind, wenn sie sich der anderen Seite ein kleines bisschen anpassen: Dem System Landtag steht ein bisschen Wildheit gut. Der AfD ein bisschen Zähmung. Und manchmal fällt einem Vertreter der angeblichen Blockparteien sogar ein origineller Kniff ein, um die AfD vorzuführen.

Zum Beispiel, als der AfD-Abgeordnete Hans-Thomas Tillschneider am Rednerpult steht. Tillschneider, ein 38-jähriger Islamwissenschaftler, der bis vor Kurzem noch an der Uni Bayreuth lehrte, ist der wohl Radikalste in der AfD-Fraktion. Trifft man ihn zum Gespräch, ist es schon beachtlich, welche Härte er ausstrahlt. Man darf keinen seiner Sätze öffentlich zitieren, aber das ist auch gar nicht nötig. »Das Grundgesetz ist nicht für den Islam gemacht«, hat Tillschneider einmal in einem Aufsatz geschrieben. Und von Pegida-Chef Lutz Bachmann sagte er öffentlich: »Lutz Bachmann, dem sollten sie das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verleihen, anstatt ihn für Volksverhetzung zu verurteilen.« Dieser Hans-Thomas Tillschneider also hält im Landtag von Sachsen-Anhalt eine Rede, als sich ein SPD-Abgeordneter zu Wort meldet und sagt, er habe drei Fragen an ihn, Tillschneider.

Ist es richtig, dass die linken Parteien von Ideologie getrieben seien, die AfD jedoch nicht?

Tillschneider: »Ja, selbstverständlich.«

Würden Sie den linken Studentenführer Rudi Dutschke als Ideologen bezeichnen?

Tillschneider: »Durchaus.«

Sie sind in der Presse damit zitiert worden, dass Sie sich als rechten Rudi Dutschke sehen. Warum ist der Linke ein Ideologe und Sie nicht?

Da steht Tillschneider auf einmal ziemlich belämmert da. Er kommt ins Stottern, und der Landtag tobt vor Lust und Freude, mit Ausnahme der AfD.

Der Landtagspräsident Güssau benutzt seinen neuen Knopf, mit dem er die AfD-Abgeordneten abschalten kann, übrigens nur ein einziges Mal in der gesamten Plenarwoche. Die AfD-Leute sind am Rednerpult viel disziplinierter, als er das erwartet hätte. Nur als ein AfD-Abgeordneter eine überlange Rede zur Abwasserproblematik hält, dreht Güssau ihm den Ton ab. Die Zeit sei abgelaufen, sagt er, sehr freundlich. Der Abgeordnete akzeptiert es klaglos. Auf einer aktuellen Debatte besteht die AfD trotzdem. Titel: »Unregelmäßigkeiten bei Wahlen in Sachsen-Anhalt«. Gemeint ist nicht zuletzt Stendal, gemeint ist damit auch Hardy Peter Güssau. Es gibt keinen Beweis, dass der Landtagspräsident etwas mit den

Manipulationen zu tun hatte. Trotzdem erwähnt die AfD seinen Namen in der Debatte. Irgendwie wird es schon möglich sein, ihn mit dem Skandal in Verbindung zu bringen.

16. Juni. Staßfurt ist eine kleine Stadt im südlichen Sachsen-Anhalt. 27.000 Einwohner, ziemlich in der Mitte steht das Landhaus, ein gutbürgerliches Restaurant, in dem man Bier trinkt und Schnitzel isst. Matthias Büttner steht an einem langen Tisch, und vor ihm sitzen seine Wähler.

Büttner ist 33 Jahre alt, er hat gut frisierte Haare, aber einen Anzug, dem man ansieht, dass er ihm nicht ganz auf den Leib geschneidert ist. Ein bisschen zu groß, ein bisschen zu neu. Büttner ist Immobilienunternehmer, seiner Familie gehört eine ganze Reihe von Mietshäusern in Staßfurt, um die kümmert er sich. Zumindest war das früher so, jetzt ist er hauptberuflicher Politiker der AfD.

»Ich möchte Ihnen jetzt mal berichten in meiner Funktion als Landtagsabgeordneter«, sagt Büttner. Es ist seine erste Bürgerrunde seit der Wahl. Rund 40 Leute sind gekommen.

Keine einfache Situation für Büttner: Die AfD steht unter Druck. Manche CDU- oder SPD-Anhänger sind ihrer Partei seit Jahrzehnten verbunden, sie rennen nicht bei jeder kleinen Enttäuschung davon. Der AfD sind die Menschen in Scharen zugelaufen, aber werden sie auch bleiben? Schon zuvor hatte ein Abgeordneter von diesen Anrufen erzählt, die er jetzt immer öfter bekomme. Der Wähler ist am Telefon. Was habt ihr bis jetzt unternommen?, will er wissen. Teilweise sei der Wähler richtig aggressiv, sagt der AfD-Mann, den man um Himmels willen nicht namentlich zitieren soll. »Ich versuche dann zu erklären, dass Demokratie mühsam ist. Aber die lassen sich oft gar nicht abwimmeln.« Auf der Facebook-Seite einer AfD-Abgeordneten hat ein Kommentator geschrieben: »Warum wählt man die, und dann kümmern sie sich einen Dreck um die Politik?« Der AfD-Wähler, so scheint es, ist schnell frustriert.

»Da ich auch noch im Fraktionsvorstand bin«, sagt Büttner jetzt im Landhaus von Staßfurt, »bin ich also einer der Abgeordneten, die im Moment dabei sind, da drüben eine Struktur zu etablieren.«

Leichtes Raunen im Saal. Nippen am Bier.

»Das heißt zum Beispiel, Leute zu akquirieren, die für uns arbeiten. Wenn man sich das also mal vorstellt«, sagt Büttner, »so eine Fraktion besteht im Hintergrund aus noch mal so vielen Mitarbeitern wie Abgeordneten.«

»Was habt ihr denn schon geschafft?«, brummt ein Mann.

»Die eigentliche politische Arbeit findet, so sagt man das, in den Ausschüssen statt«, sagt Büttner. »Ich bin zum Beispiel im Wirtschaftsausschuss.«

Die Kellnerin nimmt die neue Bierbestellung auf. Sie bringt Rostbrätel und Schnitzel.

»Wie viele Anträge habt ihr denn bis jetzt gestellt?«, fragt sehr resolut eine Dame aus dem Publikum.

Büttner stutzt, zählt durch. »Vier oder fünf«, sagt er.

Dann fragt eine andere Frau, ob das denn wirklich nötig war, einen schwulenfeindlichen Zwischenruf zu platzieren.

Büttner weiß nicht so recht, was er darauf antworten soll.

20. Juni. Der parlamentarische Geschäftsführer Daniel Roi verschickt eine E-Mail an Journalisten, sie ist überschrieben mit: »Pressemitteilung der AfD-Basis«. Im Anhang ein Dokument namens »Ruf der Vernunft aus Sachsen-Anhalt«. Der Kernsatz: »Einer Radikalisierung jeglicher Art treten wir entschieden entgegen.«

Interessant an der E-Mail ist weniger der Inhalt als die Liste der Unterzeichner. Fast alle AfD-Kreisvorsitzenden Sachsen-Anhalts sind unter ihnen. Jede Menge Landtagsabgeordnete. Aber ein Name fehlt. André Poggenburg.

Später stellt sich heraus: Roi hat Poggenburg gar nicht gefragt. Es ist der vorläufige Höhepunkt eines seit Wochen schwelenden Konflikts innerhalb der AfD, der wenig mit Flüchtlings- und Wirtschaftspolitik zu tun hat, wenig mit Inhalt und viel mit: Macht. Der parlamentarische Geschäftsführer Daniel Roi will mehr von ihr. Der Partei- und Fraktionsvorsitzende André Poggenburg will sie nicht abgeben. Es ist einer der Momente, in denen sich zeigt, wie wenig sich die AfD mitunter von den Parteien unterscheidet, deren angebliches Machtgehabe sie so sehr verurteilt.

In fast allen AfD-Landtagsfraktionen brachen irgendwann Kämpfe aus. In Thüringen spalteten sich mehrere Abgeordnete ab. In Brandenburg musste einer gehen, der gegen Fraktionschef Alexander Gauland intrigiert hatte. In Baden-Württemberg sprengte der Streit um einen antisemitischen Abgeordneten die ganze Fraktion.

Vielleicht liegt – neben dem individuellen Geltungstrieb einzelner Politiker – das Problem der AfD darin, dass ihre Mitglieder kein gemeinsames Weltbild

haben, das sie verbindet, dass es wenig Positives gibt, für das man gemeinsam eintreten kann. Die AfD ist ständig negativ, ständig dagegen. Mehr noch: Sie wird vom Dagegensein zusammengehalten. Man ist gegen das System, gegen die Eliten, gegen den Euro und gegen Flüchtlinge. Aber gegen diese Dinge sind eben alle möglichen Menschen mit allen möglichen Interessen.

Spricht man mit Daniel Roi über den Konflikt mit Poggenburg, sagt er: »Ich bin keiner, der hier darauf wartet, irgendwem das Messer in den Rücken rammen zu können.«

Spricht man mit André Poggenburg über den Konflikt mit Roi, sagt er: »Es gibt einige, die müssen sich klarmachen, dass sie der Partei schaden, wenn sie Personal- und Führungsstreit in der Öffentlichkeit austragen.«

Viele, die sich für ehrlich arbeitende Abgeordnete halten, sind immer genervter davon, dass Poggenburg ständig mit fremdenfeindlichen oder jedenfalls grenzwertigen Ausfällen Schlagzeilen macht. Der Bauer Hannes Loth zum Beispiel, 35 Jahre alt, hat Rois Brief unterschrieben, weil er einfach nur gute Politik machen wolle. »Und trotzdem werde ich von allen Seiten wie ein Aussätziger behandelt.« Weil Einzelne ständig provozierten.

Loth ist einer von denen, die Politikwissenschaftler meinen, wenn sie sagen: Während CDU und SPD die einfachen Leute nicht einmal mehr erreichten, schicke die AfD sie einfach in den Landtag. Neben der Arbeit als Abgeordneter führt er einen Gemüsehof irgendwo in Sachsen-Anhalt, man möge bitte nicht schreiben, wo genau. Manchmal verschickt er morgens, wenn seine Fraktionskollegen sich noch im Bett umdrehen, Selfies vom Trecker. 150 Leute arbeiten in der Hochsaison für Loths Firma, Rumänen und Polen vor allem. Moment mal: ein AfD-Mann, der einen Haufen Ausländer auf seinem Bauernhof beschäftigt? Loth sieht einen sehr arglos an. »Ich habe überhaupt kein Problem mit Zuwanderung«, sagt Loth. »Wer soll denn die Arbeit hier machen?« Selbst für das Gehalt, das er als Geschäftsführer bekomme, wolle fast kein Deutscher arbeiten. Loth sagt, er, als Landwirt, habe auch immer gedacht, Politiker seien frivol überbezahlt. Als er sein erstes Abgeordnetengehalt auf dem Konto sah, sei das schon ein richtiger Schlag gewesen. »So viel war da noch nie drauf«, sagt er. »Am Monatsende merkst du aber dann, es geht ja alles wieder runter. Allein für Fahrten, Werbemittel, so was.« Er verstehe jetzt besser, warum Politiker gutes Geld verdienten.

Ob man, bevor man abreise, noch etwas über sein aktuell wichtigstes politisches Thema wissen wolle, fragt Loth. Und redet dann einfach. »Ich habe gegen den Hunderassismus gekämpft.«

Loth findet es nicht richtig, Hunde nur aufgrund ihrer Rassenzugehörigkeit extra zu besteuern, weil man sie für sogenannte Kampfhunde halte. »Ich hab in Raguhn im Stadtrat dafür gesorgt, dass nur noch Hunde besteuert werden, die wirklich gebissen haben.« Nach der Sommerpause werde er das dann auch in den Landtag einbringen.

21. Juni. Die AfD-Fraktion entscheidet, dass André Poggenburg im Spätsommer den Vorsitz niederlegen und stattdessen als Landtagsvizepräsident kandidieren soll. Offiziell ganz freiwillig. Inoffiziell als Verlierer des Machtkampfs gegen Daniel Roi. Spricht man mit Poggenburg, sagt der: Landtagsvizepräsident, das ist doch was!

22. Juli. In der Nacht des Amoklaufs von München twittert André Poggenburg: »Unser Mitgefühl den Hinterbliebenen und Verletzten, unsere Abscheu den Merklern und Linksidioten die Mitverantwortung tragen!« Später stellt sich heraus, dass der Amokläufer weder Flüchtling noch Islamist war, sondern eher AfD-Anhänger.

23. Juli. Ein Reporter der Magdeburger Volksstimme enthüllt, dass Hardy Peter Güssau von der Wahlmanipulation seines Parteifreundes in Stendal womöglich sehr viel früher wusste, als er zugab. Aufgefundene Handynachrichten legen nahe, dass Güssau zumindest geholfen haben könnte, den Skandal unter der Decke zu halten. Die Lebensgefährtin des Hauptbeschuldigten war Mitarbeiterin in Güssaus Wahlkreisbüro.

Was natürlich ein Wahnsinn wäre: Ein Landtagspräsident, der dabei geholfen hat, einen Wahlskandal zu vertuschen.

5. August. Die SPD, immerhin zweitgrößte Regierungspartei, fordert inzwischen Güssaus Rücktritt. Doch er weigert sich zu gehen. Er wirbt um Unterstützung, besucht alle Fraktionen, auch die der AfD. Vor dem Sitzungssaal trifft Güssau auf Poggenburg – und ruft ihm zu: »Sie sehen ja heute toll aus!« Danach macht er die Runde und begrüßt jeden AfD-Abgeordneten mit Handschlag. Es ist bizarr: Der Landtagspräsident der CDU, der die AfD mit Mikrofonknöpfen und Bolzenschneidern bekämpfen wollte, kämpft jetzt um ihre Gunst.

»Ich habe nicht getrickst, ich habe nicht vertuscht, ich sehe keinen Grund zurückzutreten«, das sagt Güssau in die Mikrofone der Kameras, juristisch habe

man nichts gegen ihn in der Hand. Auf viele Wähler im Land aber, das lässt sich in den Leserbriefspalten der Zeitungen und in den Kommentaren im Internet nachlesen, wirkt Güssau nur wie ein weiterer Berufspolitiker, der an seinem Amt klebt.

Nach Güssaus Besuch bei der AfD wird Poggenburg sagen, der Landtagspräsident habe ihn nicht von seiner Unschuld überzeugen können.

15. August. Die CDU-Fraktion verschickt eine Erklärung des Landtagspräsidenten Hardy Peter Güssau. Ein langes Schreiben, an dessen Ende der Satz steht: »Ich habe mich dazu entschlossen, unter Aufrechterhaltung meiner Standpunkte und Haltungen und im Bewusstsein meiner persönlichen Unschuld, vom Amt des Landtagspräsidenten zurückzutreten.«

Man kann nicht wirklich behaupten, es sei die AfD gewesen, die Güssau gestürzt habe, aber zumindest kann sie so tun, als habe sie es schon immer gewusst.

Übrigens erzählen AfD-Leute noch jetzt, Monate nach dem Einzug ins Parlament, dass es Abgeordnete gebe, vor allem Grüne und Linke, auch viele Sozialdemokraten, die sie auf den Landtagsfluren schneiden würden. Büttner sagt: »Die Politiker der anderen Parteien verstehen sich alle sehr gut. Aber mir sagt man nicht Guten Tag.« Birke Bull zum Beispiel, eine eigentlich sehr freundliche Frau, 52 Jahre alt, Landeschefin der Linken. Man spricht sie darauf an, und sie streitet gar nichts ab. »Mir fehlt die Gelassenheit, das ist das Problem. Ich will nicht, dass ich die AfD-Leute nicht grüße. Aber ich kann es manchmal einfach nicht, wissen Sie?« Die AfD, sagt Birke Bull, verunsichere eine Linke sehr.

Woran liegt das?

Auch daran, dass diese Partei mit Menschen ins Gespräch komme, die die Linken verloren hätten, sagt Bull. Im Bildungsausschuss merke sie ständig, dass ihre Sprache irgendwie abgehoben sei: Die AfD-Leute verstünden all die bildungspolitischen Diskurse nicht. Diskutiere man über Schulsozialarbeit, wüssten die AfD-Leute gar nicht, warum es so etwas überhaupt gebe, sie fragten, wofür man Präventionsprogramme eigentlich brauche.

22. August. Anruf eines AfD-Abgeordneten, der lieber anonym bleiben will. Er wolle, sagt der Abgeordnete, nur eines mitteilen: André Poggenburg wolle jetzt doch nicht für den Posten des Landtagsvizepräsidenten kandidieren. Lieber wolle er 2017 bei der Bundestagswahl antreten. Bis dahin wolle er Fraktionsvorsitzender bleiben. Am nächsten Tag verkündet die AfD dies auch offiziell.

Die AfD-Fraktion hat sich inzwischen eine neue Geschäftsordnung gegeben, die Poggenburgs Macht beschneidet. Die Stellvertreter haben nun fast denselben Einfluss wie der Fraktionschef. Erster Stellvertreter ist Matthias Büttner. Der Machtkampf ist noch nicht entschieden.

An einem dieser warmen Tage im Landtag von Magdeburg findet im Innenhof ein Sommerfest statt, für alle Fraktionen und die Presse. Da sind sie alle beisammen: CDU, Grüne, SPD, Linke und natürlich auch die AfD. Ein bisschen verschämt stehen ihre Leute zwischen Grillfleischtheke und Bierbar. Es ist, als wäre da eine unsichtbare Mauer zwischen den AfD-Leuten und den anderen, man sieht Grüne und Linke, die regelrecht Kurven laufen, um auf dem Weg zum Weißwein bloß nicht in die AfD hineinzugeraten. Aber dann wird es Abend, es wird Nacht, eine Coverband spielt Verdamp lang her und andere nicht mehr ganz aktuelle Schlager, und irgendwann drängen sie sich alle zusammen auf der vielleicht 25 Quadratmeter großen Tanzfläche. Die Abgeordneten hüpfen und springen, der Kultusminister tanzt mit seiner Fraktionssprecherin. Und die AfD ist mittendrin.

Aber daran will sich einen Sonnenaufgang später niemand mehr erinnern.

Die Zeit
Nr. 36 vom 25. August 2016

Süddeutsche Zeitung

AM WOCHENENDE

WWW.SUEDDEUTSCHE.DE | HRG | MÜNCHEN, SAMSTAG/SONNTAG, 23./24. JANUAR 2019 | 73. JAHRGANG / 3. WOCHE | NR. 18 / 2,80 EURO

KINDER UND DIE MACHT

Karrierezerstörerinnen: Noch nie gab es so viele Politikerinnen mit Nachwuchs

› Gesellschaft, Seite 34

ER GESELLSCHAFT

galt München als Welthauptstadt Was ist seitdem geschehen?

Seite Drei

Das Streiflicht

VW-Kronzeuge packt aus

In der Motorenentwicklung wussten viele von Manipulationen

Bayern München schlägt den HSV

MIT STELLEN UND MOTORMARKT

DAS WETTER

Theodor-Wolff-Preis

Nicolas Richter, 1973 in Genf geboren, leitet das Ressort Investigative Recherche der *Süddeutschen Zeitung*. Zuvor war er US-Korrespondent und berichtete von Washington aus über amerikanische Politik und Gesellschaft. Im Jahr 2009 gehörte er mit Hans Leyendecker und Klaus Ott zu den Gründern des Investigativressorts der *SZ*, das unter anderem die Formel-1-Affäre und die Drehbuchaffäre beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen enthüllte. Zuvor schrieb er im Ressort Außenpolitik über Völkerrecht und Terrorbekämpfung. Richter hat in München und Paris Jura studiert und in den New Yorker Büros der Deutschen Presse-Agentur und des ZDF gearbeitet. Er wurde ausgezeichnet mit dem Wächterpreis und dem Helmut-Schmidt-Preis. Für seine Analysen aus den USA erhielt er zuletzt den George F. Kennan Kommentarpreis.

Nicolas Richter ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Thema des Jahres – Populismus« für seinen Beitrag »Klingt verrückt«, erschienen am 23. Januar 2016 in *Süddeutsche Zeitung*.

Klingt verrückt

Von Nicolas Richter

Ihr könnt so werden wie ich, verspricht Donald Trump den Amerikanern. Eine Reise durch ein Land, das diesen unzähmbaren Mann zum nächsten Präsidenten der USA wählen könnte – auch wenn ihn die halbe Welt für einen Clown hält

Wie denkt man groß, wenn man schon so groß ist wie er, Milliardär, Frauenheld, Fernsehstar? Es bleibt nur eins: die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten. »Ich beflügele die Fantasie der Menschen«, so hat er seinen Erfolg einmal erklärt: »Viele Leute denken nicht groß, aber sie sind fasziniert von jenen, die es tun.«

Vor einem halben Jahr also hat sich Donald John Trump, 69, beworben; die Leute lachten sich kaputt über den narzisstischen Clown. Aber seit Monaten führt er in allen Umfragen für die republikanische Nominierung, und würde heute gewählt, wäre er der Kandidat für das Weiße Haus.

Was ist los in Amerika?

Wer in diesen Tagen durch die USA reist, erlebt die Hoffnung auf einen Neubeginn und zugleich die Sehnsucht nach alter Größe. Die Reise durch dieses aufgebrachte, misstrauische, nostalgische Land beginnt dort, wo Trump einst das Fundament gelegt hat für eine politische Karriere, die niemand für möglich hielt. Womöglich nicht einmal er selbst.

Central Park, New York

Wenn er mal Präsident ist, verspricht er, dann wird es toll. Sagenhaft. Hier in New York City genießen sie die Früchte seines Könnens schon jetzt. Ein milder Wintertag; die Sonne scheint zwischen Wolkenkratzern hindurch in den Central Park. Die Menschen kneten ungeduldig ihre Finger, treten von einem Bein aufs andere, besänftigen ihre Kinder. Noch ist die Eislaufbahn vor ihren Augen gesperrt: Eine klobige Maschine fährt dort lärmend im Kreis, beschriftet mit dem Wort »Trump« in großen roten Buchstaben; behäbig schiebt sie sich über den zerfurchten Belag, hobelt das Eis, saugt, spritzt und lässt schließlich eine feucht glänzende Fläche zurück, zu schön fast, um sie mit Kufen zu zerkratzen.

Es ist ein Geschenk für das Volk, von Donald Trump, dem Immobilienmogul. In den Achtzigern hat er von seinem Fenster im benachbarten Trump Tower aus

verfolgen müssen, wie die Stadt daran scheiterte, die Eislaufbahn zu renovieren: Sie plante ewig, wählte die falsche Kühltechnik, die Baufirma verpanschte den Beton – das Desaster symbolisierte die Unregierbarkeit New Yorks. Als sechs Jahre und etliche Millionen Dollar verschwendet waren, hatte Trump, wie er damals erzählte, die Nase voll. Er reparierte die Anlage auf eigene Kosten binnen fünf Monaten. »Noch immer freut es mich«, brüstete er sich später, »wenn ich im Wohnzimmer am Fenster stehe und Hunderte Schlittschuhfahrer auf der Eislaufbahn beobachte.«

Wie alles im Leben des unzähmbaren Egozentrikers Donald Trump war das weniger Selbstlosigkeit als eine Investition: Er hatte angeblich bewiesen, dass er seine Mitmenschen erlösen konnte von Amtsträgern und Bürokraten, die er bis heute unfähig und ahnungslos nennt. Es war sein erster Sieg in der Politik, nein, über die Politik, der Kern seiner politischen Identität: Ich kann es so viel besser als die schwachen, abstoßenden, korrupten Politiker, denen ihr sonst so unerbittlich ausgeliefert seid.

Wie sehr ihm viele Menschen glauben, zeigt der Umstand, dass jetzt, eine Woche vor Beginn der Vorwahlen am 1. Februar, eine Erkenntnis reift in Amerika: Trump könnte Präsident werden.

Fifth Avenue, New York

Seine Kandidatur für das Weiße Haus erklärt er am 16. Juni 2015 im Trump Tower – seinem bekanntesten Bauwerk, in dem er arbeitet und lebt. Aber was heißt »erklärt«: Politiker erklären, sie lesen vom Teleprompter ab. Trump, der Präsident werden möchte, ohne Politiker zu sein, redet einfach drauflos:

»So nett, vielen Dank. Wirklich nett. Danke. Es ist großartig, im Trump Tower zu sein. (…) Das hier sprengt alle Erwartungen. Es hat keine solche Menschenmenge gegeben. Ich kann sagen, manche der anderen Kandidaten wussten nicht, dass die Klimaanlage streikt. Sie schwitzten wie Hunde. Sie wussten nicht, dass der Saal zu groß war, denn sie hatten niemanden. Wie werden sie den ›Islamischen Staat‹ schlagen? Ich glaube nicht, dass es passiert.«

Niemand versteht, was Trump sagen will, und doch erklärt schon der Ton seinen Erfolg: Trump wirkt echt, weil er offenbar genau das sagt, was er denkt. »Sie lachen über unsere Dummheit. Wann haben wir Mexiko an der Grenze ge-

schlagen?«, fragt er dann: »Wenn Mexiko seine Leute schickt, schicken sie nicht ihre besten, sondern Leute mit vielen Problemen. Sie bringen Drogen. Sie bringen Verbrechen. Sie sind Vergewaltiger. Und manche, vermute ich, sind gute Leute.« Die Illegalen, die nachts über die Grenze schleichen – eine Horde von Triebtätern, entsandt vom mexikanischen Staat?

Donald Trump war immer wie New York. Dazu gehörte die in Teilen dieser Stadt typische, maßlose Gier nach Geld und Aufmerksamkeit, aber auch politische Mäßigung und der Wille, für gute Geschäfte mit jedem auszukommen. Trump missbilligte die Radikalen in beiden Parteien, er spendete an Rechte wie Linke, verehrte Ronald Reagan, ließ Hillary Clinton zu seiner Hochzeit kommen. Ein Mann der Mitte, mehr Opportunist als Ideologe.

In dem vor rosa Breccia-Pernice-Marmor und Gold strotzenden Atrium seines Trump Towers sind die Besucher so bunt und aufgeregt wie bei Führungen der Vereinten Nationen. Herkunft ist hier egal, solange man Geld ausgibt und den 18-Meter-Wasserfall bewundert. Hunderte Male steht hier sein Name, Trump Bar, Trump Grill, der Trump Teddy. Trump ist eine globale Luxusmarke, wie die Luxusmarken in den benachbarten Boutiquen von Van Cleef, Tiffany's und Saint Laurent.

Aber nun macht der Hausherr Stimmung gegen Ausländer, will Millionen Illegale ausweisen, allen Muslimen die Einreise verbieten, Moscheen schließen, Strafzölle gegen China verhängen. Rivalen und Kritiker nennt er »schwach«, »ahnungslos«, »krank«, »korrupt«, »langweilig«, »irrelevant«, »dumm«, »überbewertet«, »unnütz«, »inkompetent«, »abstoßend«. Oder: »Idiot«, »Leichtgewicht«, »Müll«, »Abschaum«, »Verlierer« und »totale Verlierer«.

Trump selbst steht über allem: »Sorry, Verlierer und Hasser. Mein IQ ist einer der höchsten – und Ihr alle wisst das«, twittert er. »Bitte fühlt Euch nicht dumm oder unsicher, es ist nicht Eure Schuld.«

Nach jedem seiner Ausfälle hat man Trump das Ende prophezeit, aber sein Beleidigungswahlkampf ist selbsterhaltend. Wie es auch ausgeht: Trumps Aufstieg wird die Geschichte dieser Wahl sein und der »Trumpismus« dem Land wohl erhalten bleiben als neue, ultra-populistische Art, Politik zu machen – oder sie zu ersetzen durch permanenten Krawall, am besten im 140-Zeichen-Twitter-Format. Wie die Eismaschine im Central Park hat Trump alle politischen Regeln und Gewissheiten weggehobelt.

Was bleibt, sind zwei Theorien, wie es ausgehen könnte. Die erste: Das Phänomen Trump ist eine Blase, die bald platzen wird. Trump ist überbewertet, weil die Medien ihn überhöhen, seine Anhänger unzuverlässig sind, die Bürger nüchterner werden, je näher der Wahltag rückt; weil ihn etliche in der Mitte der Gesellschaft niemals wählen würden. Und weil ohnehin immer die Moderaten gewinnen.

Zweite Theorie: Trump kann wie kein anderer die Stimmung im Land lesen. Derzeit hat Amerika die Schnauze voll von Washington und verlangt nach einem Macher, der auch die Schnauze voll hat. Das könnte Trump die Nominierung einbringen, und, sollte er sich als Moderater neu erfinden, sogar die Präsidentschaft. Der Politikexperte Alex Castellanos, ein Latino, schreibt: »Wenn ich wetten müsste, würde ich mein Geld auf Trump setzen.«

In New York City allerdings, wo Trump 1946 als Sohn eines Bauunternehmers geboren wurde, ist der Argwohn mit am größten. Trump hat sich weit entfernt von den Werten dieser so heterogenen, toleranten Metropole. Vor seinem Hochhaus lassen sich die Latinos jetzt mit ausgestrecktem Mittelfinger fotografieren, an der Eislaufbahn im Central Park steht der jüdische Lehrer Ray Levi, ein Demokrat wie so viele hier. Levis Familie ist einst aus Deutschland geflohen. »Trump spielt mit Ängsten«, sagt er, »wie einst Adolf Hitler.« Unter New Yorker Republikanern fällt das Urteil nicht besser aus. »Trump ist ein guter Geschäftsmann«, sagt Christianna Long, »aber ich würde ihm nie das Land anvertrauen.« Ihr Sohn Nick, 20, geißelt Trumps unamerikanische Intoleranz. Nicks Freundin Zoë sagt: »Ich bin Jüdin, wir kommen mit Muslimen nicht immer klar. Aber sollen wir sie alle aussperren? Im Ernst?«

Die Longs sind Akademiker und klingen, als hätte der Prolet Trump ihren Intellekt beleidigt. Sie werden den Nachmittag nun zwar auf seiner Eislaufbahn verbringen, aber mehr als das Eintrittsgeld wollen sie ihm nicht schulden, schon gar nicht ihre Stimme. Aus den Lautsprechern schallt »Beautiful Stranger« von Madonna. Schöner Fremder.

Aber Manhattan ist nur ein amerikanisches Milieu. Es gibt so viele andere entlang der Autobahn Interstate 80, die bis zum Pazifik führt und damit auch in den Mittleren Westen, wo sich Trump in Iowa nun der ersten Vorwahl stellt. New York bis Iowa – 1.800 Kilometer, viel Schnee, viel Zorn, ein Land, das mit sich hadert, ob es diesen Milliardär ins Herz schließen soll, seine Frechheit, seine Kühnheit,

seine sehr amerikanische Prahlerei. Oder ob es ihn schnell zurück in die Fifth Avenue schicken soll.

Youngstown, Ohio

Jenseits des Hudson River liegt New Jersey, danach kommt Pennsylvania. In den endlosen Wäldern fängt es an zu schneien. Eisblumen an der Windschutzscheibe, der Scheibenwischer kratzt darüber.

Bald der erste Unfall, die Polizei sperrt zwei Spuren mit Leuchtfeuer: Zwei Lastwagen sind zusammengestoßen, aus einem fallen Kohlebriketts. Man denkt an Jeb Bush aus der großen Präsidentenfamilie, der als sicherer Kandidat der Republikaner galt, bis ihn Trump zum Typen mit »niedriger Energie« umdefinierte. Bush ist in diesem Wettbewerb um die Eroberung Amerikas auf der Strecke geblieben, wie die Lastwagen auf der rechten Spur.

Youngstown, die erste Stadt in Ohio. Bruce Springsteen hat ein Lied gesungen über Youngstown, wo nach den Stahlöfen auch der Lebensmut erloschen ist. Hier in Ohio findet sich der harte Kern der Wählerschaft Trumps: die blue collars, die einen Blaumann tragen, die wenig gebildete, untere Mittelschicht, beunruhigt über Löhne, die stagnieren, nach China verlagerte Jobs, Schwarzarbeiter aus Mexiko, die Kopfabschneider vom »Islamischen Staat«.

»Wir sind eine schweigende Mehrheit, die nicht mehr schweigt«, sagte Trump, als er den Arbeiterstaat im Herbst besuchte. »Ich habe die Probleme mit Einwanderern angesprochen und bin geprügelt worden wie noch nie jemand. Sie wollten mich auf Knien sehen. Aber das mache ich nicht, Leute.«

Über die Terrortruppe des IS sagte er: »Ob ich für Waterboarding bin, das simulierte Ertränken? Da könnt ihr euren Arsch drauf wetten! Glaubt mir, es wirkt! Selbst wenn es nicht wirkt: Sie verdienen es.«

Als Trump verlangte, die Muslime im Land zu überwachen, ertönten Buh-Rufe von zwei Störern im Saal. »Kommt«, rief er den Ordnern zu, »werft sie raus.« Es klang wie in seiner einstigen Reality-Fernsehshow »The Apprentice«, in der sich Jungmanager bewähren durften, bis Trump sie rausschmiss. »You're fired«, sagte er, der Satz wurde zum Klassiker der Popkultur. Jetzt wird er zum politischen Programm: Trump feuert die Störer, die Illegalen, die Inkompetenten; eine Befriedigung für alle, die sich nach autoritärer Führung sehnen.

In Youngstown treffen sich die örtlichen Chefs der Republikaner in einer Pizzeria, sie essen Chips aus einem Korb, wobei die Bedienung schon früh so emsig wieder abräumt, dass Mark Munroe und Mark Mangie ständig ihre Brotzeit verteidigen müssen. Mit ihrer Freiheit, glauben sie, ist es unter Präsident Barack Obama ähnlich: Der Staat nimmt einem die Chips weg, weil er findet, dass man genug hatte, und reicht den Korb weiter an Flüchtlinge aus Syrien und Kinder aus Guatemala. Und wenn man sich beschwert, gilt man auch noch als mieser, kleiner Rassist. Munroe und Mangie mögen Trump, sie erzählen, dass ihn hier sogar etliche Demokraten wählen möchten. »Trump hat schon gewonnen. Er hat den Krebs der politischen Korrektheit besiegt«, sagt Mangie. »Obama hat Kritiker immer wie dumme Fanatiker behandelt, Trump ist jetzt das Ergebnis. Er sagt, was die schweigende Mehrheit denkt.«

Cleveland, Ohio

Die »Zwinkernde Echse«, eine Bar am Rande Clevelands, drumherum Tankstellen, Hotels und Autobahnen. Am Eingang döst hinter Glas ein grüner Leguan. Ralph King, ein Anführer der rechtspopulistischen Tea Party, sieht aus wie der Türsteher, arbeitet aber im Straßenbau. Er bestellt Chicken Wings mit scharfer Soße und amerikanisches Bier, das, wie er klagt, »so schmeckt wie verdünnte Wieselpisse«.

King ist Republikaner, aber er verachtet die Politiker seiner Partei. Die blauen Anzüge. Die weißen Hemden. Die roten Krawatten. Und immer dieser US-Flaggen-Anstecker am Revers.

King war ein lausiger Schüler, er prügelte sich, später soff er sieben Abende die Woche und schlief mit Frauen, die er für Flittchen hielt. Anstand aber war ihm immer wichtig: dass man vor den Augen seiner Mutter weder flucht noch raucht, dass man Wort hält und nicht nur an sich denkt. King hat die Schamlosigkeit in der Politik immer gehasst. Wie sich die Stadträte das Gehalt erhöhen, es aber den Kerlen von der Müllabfuhr nicht gönnen. »In Washington ist es noch schlimmer: alles verseucht von Geld«, sagt er. »Die Politiker lassen sich kaufen von der Wall Street, der Lobby, den Großspendern, und dann verprassen sie das Geld der Steuerzahler.«

Früher hat King die Moderaten gewählt, bis George W. Bush zwei Kriege führte und Großbanken in der Finanzkrise mit unvorstellbaren Summen rettete. Aus Protest ging King 2009 zur Tea Party, den rechten Aufständischen in der repu-

blikanischen Partei. Die hassten Obama – aber mehr noch ihre eigenen Parteichefs. Manche nennen es einen Bürgerkrieg zwischen Basis und Elite, Volk und Mächtigen, unterer und oberer Mittelschicht. Zwar haben die Republikaner in den vergangenen Jahren den US-Kongress zurückerobert, aber aus Sicht der Tea-Party-Basis ist das Ergebnis enttäuschend. »Unsere Abgeordneten im Parlament«, glaubt King, »kungeln jetzt mit den alten Strippenziehern.«

Bleibt also nur eine Hoffnung: Donald Trump.

In ihm erkennt King sich selbst, sieht einen Mann, der stark ist, unerschrocken und unbestechlich, der aber auch das weiche Herz eines Familienmenschen hat. Na gut, in dritter Ehe zwar, aber mit lauter wohlgeratenen Kindern. King nennt Trump »street smart«, einen gewieften Rabauken, der kämpft, um zu gewinnen, sich nicht kaufen lässt von der Lobby, sich nicht über den Tisch ziehen lässt von den Iranern, sich nicht belabern lässt von den Gutmenschen, die Ausländern alle Türen öffnen.

Neulich musste sein Sohn beim Football gegen schwere Jungs aus Akron antreten. King sagte zu seinem Sohn: »Du bist der Größte in der Mannschaft, du musst im ersten Spielzug einen von denen umrennen, ein Foul, damit die kapieren, dass ihr keine Weicheier seid.« In der Politik ist dieser Kerl, der sich mit einem absichtlichen Foul Respekt verschafft, Donald Trump.

Es ist die große Ironie seiner Kandidatur, dass die rebellierende rechte Basis auf einen Milliardär aus New York als Anführer ihrer Revolution hofft. Aber Trump redet eben so, wie es das Volk hören möchte. King sagt, mit Trump würde er ein Bier trinken. Für Anwärter auf das Weiße Haus ist es das höchste Lob: einer von uns zu sein. Aber ein Bier mit Trump? »Trump ist eher der Kerl«, schreibt der Autor McKay Coppins, »der die Brauerei kauft, alle ausländischen Schwarzarbeiter feuert und ausweist und dann in seinem Privathubschrauber abhebt, mit einer obszönen Geste in Richtung Mexiko.«

Interstate 80, Indiana

Sonne, weiße Salzkruste auf dem Asphalt, Country-Musik im Radio, Songs über Bier, Mädels und Pick-ups. Indiana ist ein Staat, der nie eine Rolle spielt. Flach. Niemandsland. Die Stimme im Radio sagt: »Wir machen Amerika wieder großartig.« Es ist Trump, selbst hier im Nirgendwo ist man Dauergast seiner politischen Reality-Show.

Viele seiner Vorschläge sind so schlicht wie unlogisch und vage. Warum sollten sich muslimische Länder mit den USA gegen den Terror verbünden, wenn ihre Bürger nicht einmal nach Amerika reisen dürfen? Warum soll Mexiko für den US-Grenzschutz bezahlen? Wie genau ersetzt Trump Obamas Krankenversicherung, außer, wie er sagt, durch etwas »Großartiges«? Was passiert, wenn Trump Strafzölle verhängt und China sich mit Strafzöllen gegen Amerikas Bauern rächt?

Trump hat ein Leben lang Aufsehen erregt mit dem unglaublichsten Geschwätz; oft aber blieb unergründlich, was er wirklich meinte. Mal beschimpfte er Frauen, mal beförderte er sie. Mal waren Mexikaner Triebtäter, mal tolle Mitarbeiter. Mal klingt er wie ein Demokrat, mal wie ein Republikaner. Trump sagt alles in so vielen Varianten, dass jedes Publikum ihn hassen oder lieben kann. »Wenn er seine Ansichten feilbot, mal mit einem Feixen, mal mit finsterer Miene, einem Grinsen oder einem Pokerface, dann forderte er die Welt heraus zu erraten, wann er es gerade ernst meinte und wann nicht«, schreibt sein Biograf Michael D'Antonio.

Vermutlich kommt es auf Details und Überzeugungen auch gar nicht an. Trump ist eine Ein-Punkt-Partei: Washington ist inkompetent, also muss ich es richten. Mindestens der erste Teil dieser Aussage ist gerade sehr mehrheitsfähig.

Des Moines, Iowa

Morgens schleppt sich die Sonne so träge aus dem Nebel, als wolle sie nur kurz nachsehen, ob die Getreidesilos noch stehen. Iowa im Mittleren Westen. Felder vor allem. Über die Hauptstadt Des Moines gibt es nicht viel zu sagen. »Ich stamme aus Des Moines«, schreibt der Autor Bill Bryson, »irgendjemand musste ja.«

Iowa liegt im Herzen jener Gebiete Amerikas, die man »flyover states« nennt. Die Leute von den Küsten fliegen immer drüber hinweg. Nur alle vier Jahre landen plötzlich alle in Iowa, weil die Parteien hier ihre erste Vorwahl für die Präsidentschaft abhalten. Die Kandidaten essen Schweinespieße und tun so, als interessierten sie sich für Windenergie. Iowa ist kein Abbild der USA, es ist weißer, konservativer, ländlicher, religiöser. Wer hier gewinnt, wird nicht unbedingt Präsident, aber ein früher Sieg schadet nicht.

Am Rande der Hauptstadt, wo die Wohngebiete vor den Feldern auslaufen, treffen sich Rebecca Holdridge und ihre Freundin Sharon Meredith zum Kaffee.

Beide sind hier geboren, die eine arbeitet im »Hautpflege-Business«, die andere ist Lehrerin. Mittelschicht, sehr bürgerlich. Obwohl die Krisenherde der Welt weit weg sind, fürchten sie Anschläge auf Flugzeuge und Überfremdung in den Schulen. Was in Deutschland geschieht, halten sie für ein Menetekel. Im Dezember haben sie einen Auftritt Trumps gesehen, sie fanden ihn warm, geschmeidig, ehrlich. Sie werden ihn wählen.

Kann man als verantwortungsbewusster Mensch wirklich einen wie Trump unterstützen, der alle niedermacht?

»Er ist halt erst seit einem halben Jahr in der Politik«, sagt Meredith, um ihn zu verteidigen.

Würde sie es ihren Kindern erlauben, so ätzend über andere Leute zu reden wie Trump?

Beide Frauen stutzen kurz, als fühlten sie sich ertappt. »Ich sehe darüber hinweg«, sagt Holdridge schließlich. »Die Lastwagenfahrer lieben ihn«, sagt Meredith. »Sein Ton offenbart doch seine Stärke«, sagt Holdridge. »Genau«, ruft ihre Freundin.

Und der Sexismus, die Gemeinheit, als er über eine Rivalin sagte: Schaut euch dieses Gesicht an?

»Er hat sich doch nur gewehrt«, sagt Holdridge. »Er war immer von diesen tollen Models umgeben; da fallen normale Leute wie wir schon ab«, sagt Meredith, zögert, murmelt dann: »Okay, er hätte das nicht sagen sollen.« Holdridge wirft ein: »Er meinte doch nur, diese Frau sieht wütend aus.«

Wer sich für Trump entschieden hat, ist zu solch großer Nachsicht bereit, wie sie die verachteten Politiker Washingtons nicht mehr erwarten können. Trump darf höhnen, schmähen und prahlen. Seine Anhänger sehen darüber hinweg, weil die Zeiten schwierig sind. Oder weil sie Trump einfach mögen.

Für den Verlauf dieser Wahl kommt es darauf an, wie viele Menschen bereit sind, Trumps Grobheit zu ignorieren. Es werden immer mehr: Im März 2015 hielten es nur 23 Prozent der Republikaner für möglich, Trump zu wählen, inzwischen sind es 65. Beim seriösen Jeb Bush ist es genau umgekehrt.

Kann Trump sogar die Hauptwahl gegen die Demokratin Hillary Clinton gewinnen und in einem Jahr ins Weiße Haus einziehen? Nach herrschender Meinung nicht, weil er zu laut und oberflächlich ist, weil er alle Latinos gegen sich aufgebracht hat, alle moderaten, jungen, toleranten Amerikaner. Aber die herr-

schende Meinung lag bei Trump noch nie richtig, und das Magazin Politico spielt schon das Siegesszenario durch: Demnach wird sich der wandelbare Trump im Sommer neu erfinden, diesmal als pragmatischer Geschäftsmann und Familienmensch. Er wird seine Partei einen, Schwarze, Latinos und Frauen umwerben, die heimlich von ihm fasziniert sind. Er wird die Angst vor Terroristen schüren. Er wird seine Außenseiterrolle gegen Clinton ausspielen. Wie staatsmännisch Trump klingen kann, bewies er neulich, als er die Standfestigkeit der New Yorker nach dem 11. September 2001 pries.

Präsident Trump: Noch klingt das verrückt.

Noch verrückter aber wäre es, Trump als chancenlos abzutun. Selbst Linke warnen, dass er die Hauptwahl gewinnen könnte. Er ist zwar ein Irrlicht, ein Wichtigtuer, der nach Bestätigung giert; niemand weiß, wofür er steht und wem er sich verpflichtet fühlt – außer sich selbst. Aber er hat Instinkt. Und auch der Schauspieler Ronald Reagan galt vor langer Zeit einmal als unwählbar.

Webster City, Iowa

Trump hat sich verausgabt hier in Iowa. Im vergangenen Sommer, während andere Kandidaten bei der Landwirtschaftsmesse an ihren Schweinespießen kauten, ließ Trump die Kinder in seinem Hubschrauber fliegen. Im Herbst hielt er eine Rede, in der er einen Rivalen mit einem Kinderschänder verglich. Aber das fromme Iowa ist eigensinnig, und es erinnert gerade in diesen letzten Tagen vor der ersten Vorwahl daran, dass Trump auch verlieren kann. Verlieren ist sehr gefährlich für ihn, weil er von dem Ruf lebt, dass er nur gewinnt.

Trumps schärfster Rivale heißt Ted Cruz, ein Erzkonservativer aus Texas. Bis Trump kam, spielte Cruz den bösen Buben allein. Einmal hat er im Budgetstreit einen Aufstand im Parlament angezettelt, der die USA an den Rand des Staatsbankrotts rückte. Jetzt ist Cruz in einem Flugzeughangar von Webster City angekündigt. Der Nebel lässt die Startbahn verschwinden, aber die Verbindung zum Himmel ist hier eh eine andere. Es kommen die christlichen Rechten, die sogenannten Evangelikalen.

David Borer, Buchhalter einer Agrarfirma, wartet in Reihe eins. »Mehr als 50 Millionen Abtreibungen in den letzten vierzig Jahren«, sagt Borer. »Vielleicht hat

man die Person umgebracht, die das Mittel gegen Krebs oder Aids entdeckt hätte. Wenn du kein Leben hast, dann ist alles andere auch schon egal.«

Cruz trägt Jeans, ist den 150 Zuschauern so nah, dass man aus der ersten Reihe die Hosengröße vom Etikett ablesen kann: Länge 32, Weite 38. Cruz spricht wie ein Prediger. Seine Sätze beginnen im Crescendo, erreichen im dritten Viertel das Forte, um dann dahingeflüstert auszuklingen. »Betet jeden Tag eine Minute lang«, verlangt er, »lieber Vater, hilf uns, unser Land vom Abgrund zu entfernen.«

Der rechte Ideologe Cruz hat zwei Gegner. Obama, dessen Agenda er zerschlagen würde, sobald er das Oval Office bezogen hätte. Und Trump: Cruz wirft seinem Rivalen vor, »New Yorker Werte« zu verkörpern, also Abtreibung, Homo-Ehe. Und die Gier erst. Hier im Heartland kommt diese Kritik an Trump gut an, anders als die Arbeiter in Ohio misstrauen sie hier oberflächlichem Glanz. Die Anhänger von Cruz sagen, dass Trump den Herrn nicht kennt, Demut lernen soll und Prinzipientreue. »Vor ein paar Jahren war er noch für Abtreibungen«, sagt Borer. »Wir freuen uns über alle Bekehrten, aber im Wahlkampf sind Bekehrungen selten aufrichtig.«

Ein paar Dörfer weiter treffen sich noch mehr Trump-Gegner, dort tritt im Gemeindezentrum von Marshalltown vor hundert Zuschauern Marco Rubio auf, der US-Senator aus Florida, der alles ist, was Trump nicht ist – jung, adrett, ein Latino. Die Parteichefs halten ihn für die Zukunft der Republikaner, für einen rechten John F. Kennedy. Seine Fans sagen, dass Rubio »mit seinem Kopf denkt«, während Trump womöglich gar nicht denke.

Trump freilich sagt, Rubio sei ein Baby.

Amerikas Wahlkämpfe gehorchen eigentlich einer schlichten Logik: »Democrats want to fall in love, Republicans just fall in line.« Die Linken wollen sich verlieben in ihren Kandidaten, die Rechten fügen sich bloß dem erfahrensten Mann. Vielleicht ist es diesmal umgekehrt: Die Demokraten folgen der vernünftigen Clinton, die Republikaner verknallen sich jenseits aller Vernunft in ein Großmaul. Unter republikanischen Spendern und Wortführern soll sich schon die resignierte Prognose ausbreiten, dass Trump und Cruz den Wettbewerb unter sich ausmachen, dass die Partei Abraham Lincolns, die einst für Menschenwürde stand, auf jeden Fall einen rücksichtslosen Selbstdarsteller nominiert.

Ottumwa, Iowa

Donald Trump tritt in Ottumwa auf, einer Stadt mit 25.000 Einwohnern, die so weiß ist, dass sogar im mexikanischen Restaurant nur Weiße bedienen. Drei Stunden vor der Show verkaufen Händler auf dem Parkplatz schon Anstecker und Mützen, die ersten Besucher kauern vor dem Eingang, bei minus acht Grad im eisigen Wind. Als die Türen sich öffnen, füllt sich der Saal mit 665 Zuschauern. Hunderte drängen sich draußen vor einem Bildschirm.

Im Publikum mischen sich Zukunftsangst und Celebrity-Kult. Während Phil erklärt, warum die Deutschen große Angst haben sollten vor der Flüchtlingsflut, lässt sich Laci, die zum ersten Mal überhaupt ein Politereignis besucht, vor der Bühne fotografieren, neben ihr die vollendet gestylte Tana Goertz. Sie ist einst in Trumps TV-Show aufgetreten, jetzt leitet sie seinen Wahlkampf in Iowa; die Grenzen zwischen Unterhaltung und Politik haben sich offensichtlich aufgelöst. Bald wärmt Goertz am Rednerpult die Menge auf. »Er hat mein Leben verändert und kann euer Leben verändern«, sagt sie über ihren Mentor. »Leute, er ist unsere letzte Chance.«

Als er dann dasteht, fragt man sich wieder, ob sein Haar echt ist. Manche halten es für ein Toupet, aber welche Firma würde solche Toupets herstellen? Diese Matte sieht aus, als würde sie Tag für Tag mit Gewalt in eine vage Scheitelformation gepresst.

Trump beginnt wie immer mit den Erfolgsmeldungen, den Umfragen. Er wäre bei *Time* gern Person des Jahres gewesen, aber sie haben Angela Merkel ausgewählt. Merkel! Unfassbar, findet Trump, nach allem, was sie ihrem Land angetan hat. »Armes Deutschland«, sagt er. »In Köln randalieren sie gerade. Früher wussten die Deutschen gar nicht, was ein Ausländerproblem ist. Jetzt sagen alle, Trump hatte recht mit seiner Mauer. Hätte ich nichts gesagt, würdet ihr bis heute nicht darüber reden, Leute.« Und Hillary Clinton erst, die demokratische Konkurrentin, der Trumps Ton nicht gefällt. »Ton?«, höhnt Trump. »Im Nahen Osten schneiden sie überall Köpfe ab. Wir brauchen Ton, glaubt mir.«

Trump kann nicht gewinnen, sagen manche, er sei zu negativ, und Amerika stimme am Ende immer für die Hoffnung. Aber das verkennt die Dramaturgie seiner Auftritte. Ja, er malt das Übel aus, die brutalen Feinde, die Unfähigkeit in der Hauptstadt. Aber er zeichnet das fast schon wie die Vergangenheit, aus

der er das Land gerade befreit. Trump verbreitet Behaglichkeit. Es mischen sich Nostalgie – wie großartig Amerika war – und die Aussicht, dass diese Zeiten zurückkehren. »Ich bin zornig, weil das Land so schlecht geführt wird«, sagt er, »aber wenn wir es richten, werde ich nicht mehr zornig sein.«

In Ottumwa entwirft er eine Zukunft mit Stärke, Klarheit, Kompetenz – mit allem, was Amerikaner von einem Präsidenten erwarten. Er verheißt so viele Siege, dass man sich langweilen wird. »Ihr werdet sagen: Wir ertragen es nicht mehr zu gewinnen«, ruft er in den rauschenden Applaus. »Und ich werde sagen: No way! Wir gewinnen weiter!«

Ergebnisse – das ist es, was seine Anhänger so sehnlich erwarten. Ralph King, der Straßenarbeiter, hatte gesagt: »Ich liebe Trumps Großspurigkeit, aber ich hoffe auf ihn, weil er liefert.« Es sei der große Unterschied zum Ideologen Ted Cruz. »Cruz erinnert mich an einen Freund von mir, der keiner Schlägerei auswich, aber jedes Mal nur auf die Fresse bekam. Trump dagegen hat das Ergebnis im Blick, er kann auch Kompromisse.« Trumps Anhänger sagen das oft: Sie wollen nur einen fähigen Geschäftsführer, und der darf ruhig fordernd und barsch sein, solange am Ende die Kasse stimmt.

Herkömmliche Politiker behaupten, dass sie so sind wie das Volk. Dann ziehen sie Jeans an, wie Cruz. Trump dagegen verspricht, dass das Volk so sein kann wie er. Erfolgreich. »Ich bin gierig«, sagt er, »jetzt möchte ich gierig sein für unser Land.«

Als Trump fertig ist und die Menschen beseelt in ihre kalten Autos steigen, zieht ein Schneesturm auf, feine Schwaden wehen über die Straße, als würde der Asphalt dampfen. Bald haftet der Schnee.

Man denkt an Trumps Eismaschine in New York. Sie ist laut, sie schabt, sie saugt, aber dann, wenn sie abdreht, bleibt diese einheitliche, blitzende Fläche zurück in der Wintersonne.

Wie groß ist doch Amerikas Sehnsucht nach Glanz.

Süddeutsche Zeitung
Nr. 18 vom 23. Januar 2016

Theodor-Wolff-Preis

Sonderpreis

Geboren 1973 in Flörsheim am Main.

Der deutsch-türkische Journalist und Publizist kam 1973 als Sohn türkischer Arbeitsmigranten zur Welt. Er besitzt die deutsche sowie die türkische Staatsbürgerschaft. Um an der FU Berlin Politikwissenschaft zu studieren, zog er 1996 in die Hauptstadt. Seit 1999 ist er als freier Autor tätig, unter anderem für *konkret*, den *Tagesspiegel* (Berlin), die *Jüdische Allgemeine* (Berlin), die *Süddeutsche Zeitung* (München) sowie NDR und WDR. In den Jahren 2002 bis 2007 war er Redakteur der *Jungle World*, dann bis 2015 bei der *taz – die tageszeitung*, seither ist er Türkei-Korrespondent der WeltN24-Gruppe (alle Berlin).

Gerade Deniz Yücels Kolumnen wurden und werden von den Lesern hoch geschätzt, zum Teil aber auch sehr kontrovers diskutiert, beispielsweise sein Kommentar zur Nominierung von Joachim Gauck für das Amt des Bundespräsidenten oder seine Kolumne zu Thilo Sarrazin. Im Jahr 2014 veröffentliche er sein erstes Buch: »Taksim ist überall. Die Gezi-Bewegung und die Zukunft der Türkei« (Edition Nautilus). Darin portraitiert er nach den Gezi-Protesten von 2013 die türkische Protestbewegung.

Während seiner Arbeit in der Türkei wurde Deniz Yücel zweimal festgenommen. Zum ersten Mal im Juni 2015 gemeinsam mit drei Kollegen. Sie hatten auf einer improvisierten Pressekonferenz am türkisch-syrischen Grenzübergang Akçakale kritische Fragen gestellt. Zum zweiten Mal am 14. Februar 2017, nachdem er über von Hackern veröffentlichte E-Mails des türkischen Energieministers Berat Albayrak berichtet hatte, dem Schwiegersohn von Präsident Recep Tayyip Erdogan. Deniz Yücel wird aufgrund seiner Artikel in der Türkei angeblich Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung, Datenmissbrauch und Terrorpropaganda vorgeworfen. Er stellte sich einer Befragung der türkischen Polizei und kam zunächst in Polizeigewahrsam und dann offiziell in Untersuchungshaft – als erster Journalist mit deutschem Pass. Die Verhaftung sorgte für einen breiten Protest und wurde auch von deutschen und europäischen Politikern scharf kritisiert.

Deniz Yücel ist verheiratet mit der Fernsehproduzentin Dilek Mayatürk. Die Trauung fand im April 2017 während seiner Untersuchungshaft im Gefängnis statt.

Journalismus ist kein Verbrechen

Von Bascha Mika

Journalisten sollen keine Helden sein, sie sollen ihren Job machen. In Wort und Bild, mit Stift oder Laptop, mit Mikrofon und Kamera die Welt beschreiben und analysieren, erklären und kommentieren. Sie sind Dienstleister der Öffentlichkeit, Servicekräfte für die Demokratie.

Das klingt nach Arbeit, nicht nach Heldentaten. Doch überall dort, wo autoritäre Regime mit aller Härte gegen gesellschaftliche Freiheitsbestrebungen vorgehen, brauchen Journalisten mehr als ihr Handwerkszeug. Unerschrocken müssen sie sein, Mut und Widerstandsgeist zeigen, wenn sie trotz Verfolgung und Repressionen weitermachen wollen.

Deniz Yücel ist einer dieser Journalisten, deren Furchtlosigkeit etwas Heldenhaftes hat. Der sich nicht einschüchtern lässt und deshalb seit Monaten eingekerkert ist. Als Türkeikorrespondent der *Welt* hat er seine Arbeit getan: vielfach unangenehme Fragen gestellt und über Dinge berichtet, die das türkische Regime in sehr hässlichem Licht zeigen.

Das reichte, um ihn hinter Gitter zu bringen. Und ihn zum erklärten Feind des türkischen Präsidenten zu machen. Die verbissene Wut, mit der sich Recep Tayyip Erdogan höchstpersönlich auf Deniz Yücel eingeschossen hat, könnte etwas Lächerliches haben – wenn es denn etwas zu lachen gäbe. Yücel sei ein »Vertreter der PKK« und ein »deutscher Agent«, tobt der Autokrat. »Propaganda für eine terroristische Vereinigung und Aufwiegelung der Bevölkerung« heißt das in der Sprache der türkischen Staatsanwaltschaft.

»Die Presse ist frei, eine Zensur findet nicht statt« – so steht es in der türkischen Verfassung. Und so wiederholt es Erdogan mit gebetsmühlenartigem Zynismus. Tatsächlich ist Journalismus in der Türkei inzwischen ein Verbrechen. Eine freie Presse existiert nicht mehr, Medienhäuser und Verlage sind gleichgeschaltet oder geschlossen, mindestens 150 Journalisten sitzen im Gefängnis.

»Mit Dieben geht man besser um als mit uns«, schreibt der Autor Tunca Ögreten aus der Haft. Diebe werden auch nicht gefoltert, Journalisten dagegen schon.

Deniz Yücel ist also bei weitem kein Einzelfall – aber der erste deutsche Journalist, an dem sich die Staatsmacht vergriffen hat. Dass er neben dem deutschen auch einen türkischen Pass besitzt, nutzt das Regime als Freibrief für die Menschenrechtsverletzung.

Dabei hätte der Kollege einfach den Mund halten können, um der Verfolgung zu entgehen. Es war ein Warnschuss, als er 2015 bereits einmal festgenommen wurde, nachdem er unbotmäßige Fragen an Regierungsvertreter gestellt hatte. Dennoch führte er ein Jahr später den türkischen Ministerpräsidenten und die deutsche Bundeskanzlerin in Ankara öffentlich vor.

Vielleicht ist es dieses Stück Chuzpe und die Unbeugsamkeit, die Erdogan an dem deutschen Reporter so hasst. Deniz Yücel lässt sich nicht zum Opfer machen. Provokativ nachzuhaken, selbst wenn es gefährlich wird, das passt zu ihm. Wer wie ich mit ihm zusammengearbeitet hat, kennt das. Hinter der munteren Freundlichkeit, der Ironie und Selbstironie, mit der Deniz aufs Leben blickt, steckt Beharrlichkeit, eine entschiedene Haltung – und jede Menge journalistische Leidenschaft!

»Sie haben uns als Geiseln genommen. Ihr Ziel war, über uns die Gesellschaft einzuschüchtern. Doch in den letzten Wochen haben wir gesehen: Es ist ihnen nicht gelungen. Wir haben keine Angst. Und Hunderttausende Menschen in diesem Land haben ebenfalls keine.« Diese Botschaft schickte Deniz Yücel aus dem Untersuchungsgefängnis von Silivri an seine Unterstützer.

Als Zeichen für die Pressefreiheit würdigen Jury und Kuratorium Deniz Yücels Engagement mit dem Theodor-Wolff-Sonderpreis 2017 und fordern seine sofortige Freilassung!

Professor Bascha Mika, heute Chefredakteurin der Frankfurter Rundschau *und Mitglied des Kuratoriums für den Theodor-Wolff-Preis, war von 1998 bis 2009 Chefredakteurin der* taz – die tageszeitung*, für die in dieser Zeit auch Deniz Yücel als freier Autor arbeitete.*

Die Zeitungen

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2017 wurden Beiträge von 402 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen eingereicht:

Aachener Zeitung

Abendzeitung München

Allgäuer Zeitung

Allgemeine Zeitung

Augsburger Allgemeine

Augsburger Landbote

Badische Zeitung

Berliner Kurier

Berliner Morgenpost

Berliner Zeitung

BILD

Böhme-Zeitung

Bonner Rundschau

Cellesche Zeitung

Chamer Zeitung

chrismon

Der Freitag

Der neue Tag

Der Patriot

Der Tagesspiegel

Der Teckbote

Die Welt

Die Zeit

Donaukurier

dpa Basisdienst

Emder Zeitung

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Frankfurter Rundschau

Fränkischer Tag

Freie Presse

Freies Wort

General-Anzeiger Bonn

Gmünder Tagespost

Grafschafter Nachrichten

Hamburger Abendblatt

Handelsblatt

Hannoversche Allgemeine Zeitung

HarzKurier

Heidenheimer Zeitung

Hohenloher Tagblatt

Ibbenbürer Volkszeitung

Jüdische Allgemeine

Kölner Stadt-Anzeiger

Kontext

Landeszeitung für die Lüneburger Heide

Lippische Landes-Zeitung

Magdeburger Volksstimme

Mittelbayerische Zeitung

Nahe-Zeitung

Neue Osnabrücker Zeitung

Neue Ruhr Zeitung

Neue Westfälische

neues deutschland

Nordbayerische Nachrichten

Nordbayrischer Kurier

Nordwest-Zeitung

Nürnberger Nachrichten

Nürnberger Zeitung

Oberhessische Presse

Offenbach-Post

Passauer Neue Presse

Pforzheimer Kurier

Redaktionsnetzwerk Deutschland (RND)

Rheinische Post

Rhein-Neckar-Zeitung

Rheinpfalz am Sonntag

Rhein-Zeitung

Ruhr Nachrichten

Saarbrücker Zeitung

Sächsische Zeitung

Schwäbische Zeitung

Schwäbisches Tagblatt

Schwarzwälder Bote

Schweriner Volkszeitung

Straubinger Rundschau

Straubinger Tagblatt

Stuttgarter Zeitung

Süddeutsche Zeitung

Süderländer Tageblatt

Südkurier

Südwest Presse

SZ Magazin

taz – die tageszeitung

taz.am wochenende

Thüringer Allgemeine

tz

Westdeutsche Allgemeine Zeitung

Weißenburger Tagblatt

Welt am Sonntag

Weser-Kurier

Westdeutsche Zeitung

Westfalen-Blatt

Westfälische Nachrichten

Westfälischer Anzeiger

Zeit Magazin

Preisträger 1962 bis 2016

Preisträger 1962 bis 2016

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
Erich Helmensdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
und *Augsburger Allgemeine*
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Johannes Gaitanides, *Münchner Merkur*
Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*
Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*
Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg
Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*
George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*
Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg
Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg
Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpper, *Ruhr Nachrichten,* Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*
Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg
Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg
Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München
Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*
Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Bruno Manz, *Münchner Merkur*
Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg
Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Delling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boeer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
Ida Sandl, *Eßlinger Zeitung*
Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung,* München
Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt,* Tübingen
Wilfried Massmann, *Neue Westfälische,* Bielefeld
Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*
Thilo Knott, *Eßlinger Zeitung*
Michael Thiem, *Eßlinger Zeitung*
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Voitel, *Emder Zeitung*
Christine Kröger, *Weser-Kurier*
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marlon Gego, *Aachener Zeitung, Aachener Nachrichten*
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung,* Lilienthal
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag,* Berlin
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung,* München
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*
Andrea Jeska, *Die Zeit,* Hamburg
Kai Müller, *Der Tagesspiegel,* Berlin
Alfred Grosser (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Benjamin Piel, *Elbe-Jeetzel-Zeitung*, Lüchow
Kai Strittmatter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Kerstin Kohlenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Unfried, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Rudolph Chimelli (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Rudi Kübler und Christine Liebhardt, *Südwest Presse Online*, Ulm
Roland Schulz, *SZ Magazin*, München
Konrad Schuller, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*
Bernd Ulrich, *Die Zeit*, Hamburg
Barbara Sichtermann (Lebenswerk)

2016

Nicole Bastian und Jens Münchrath, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Tobias Haberl, *SZ Magazin*, München
Karsten Krogmann und Marco Seng, *Nordwest-Zeitung Online*, Oldenburg
Heinrich Wefing, *Die Zeit*, Hamburg

Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Prof. Bascha Mika,
Chefredakteurin *Frankfurter Rundschau*

Heinrich Meyer,
Herausgeber *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover

Franz Sommerfeld,
Publizist und ehemaliges Mitglied des Vorstands der
DuMont Mediengruppe

Prof. Dr. Bernd Sösemann,
Leiter der Forschungsstelle »AkiP« am Friedrich-Meinecke-Institut
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Die Jury

Nikolaus Blome,
stellvertretender Chefredakteur, *Bild*, Berlin

Wolfgang Büscher,
Autor, *Die Welt*, Berlin

Dr. Markus Günther,
Autor, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Christian Lindner,
Autor, Bad Breisig

Lorenz Maroldt,
Chefredakteur, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Prof. Bernd Mathieu,
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Annette Ramelsberger,
Gerichtsreporterin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Cordula von Wysocki,
Chefredakteurin, *Kölnische Rundschau*

Herausgeber:
Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)
Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin
Verantwortlich für den Inhalt:
Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums
Theodor-Wolff-Preis, Berlin
Redaktion: Juliane Gringer, Berlin
Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn
Fotos: Marco Rose (Seite 43), Max Lautenschläger (Seite 51),
Anja Bleyl (Seite 59), Kathrin Spirk, Martin Schoberer (Seite 69),
Christian Burkert (Seite 107), Mike Wolff (Seite 139),
Robert Strehler (Seite 157), Maximilian Saumweber (Seite 175),
Picture Alliance/ZB (Seite 191).
Druck: DCM – Druck Center Meckenheim